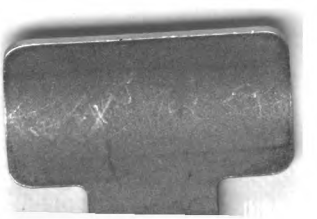
UC-NRLF
B 5 286 084

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Printed in Germany

BRENNER-JAHRBUCH 1915

BRENNER-VERLAG-INNSBRUCK

LOAN STACK

BRENNER-JAHRBUCH 1915

617

Als fünfter Jahrgang
der Halbmonatsſchrift
DER BRENNER
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Brenner Jahrbuch 1915

Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt

Seite

Bildnis Georg Trakls 7

Georg Trakl:
Die letzten Gedichte 9

Sören Kierkegaard
Vom Tode 15

Georg Trakl:
Offenbarung und Untergang 56

Rainer Maria Rilke:
Verse 60

Carl Dallago:
Der Anschluß an das Gesetz
(Versuch einer Wiedergabe des Taoteking) 62

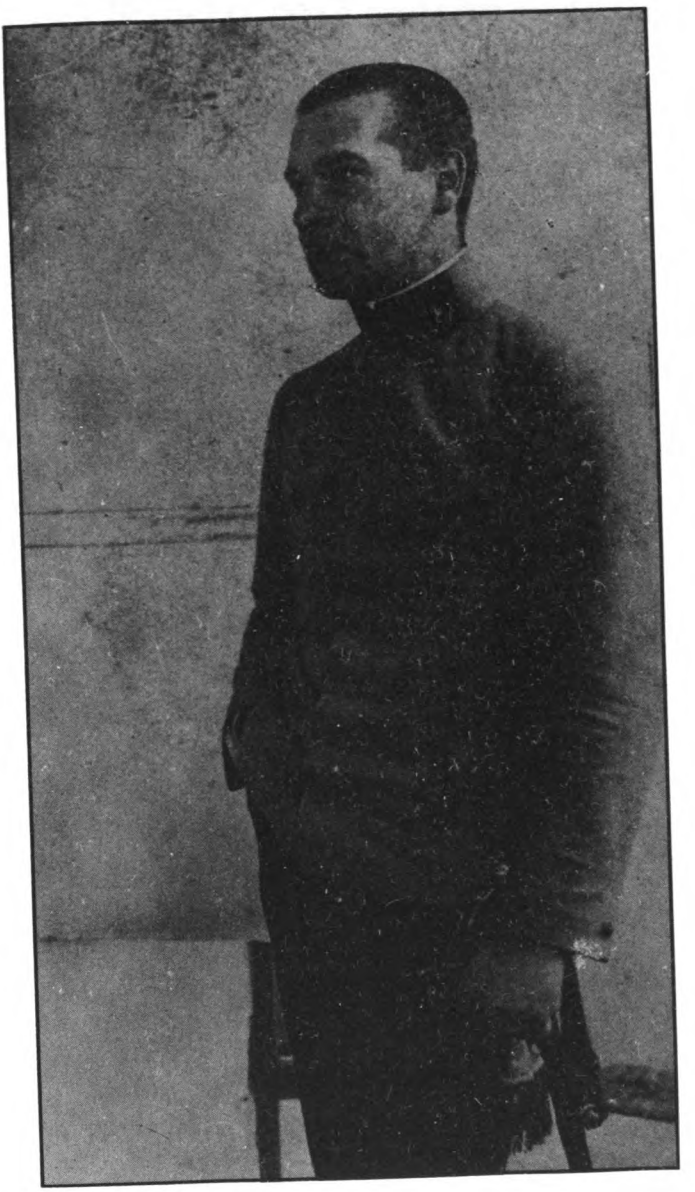
Theodor Haecker:
Der Krieg und die Führer des Geistes 130

* * *

Gefühl in den Augenblicken totenähnlichen Seins: Alle Menſchen ſind der Liebe wert. Erwachend fühlſt du die Bitternis der Welt; darin iſt alle deine ungelöſte Schuld; dein Gedicht eine unvollkommene Sühne.

GEORG TRAKL

geboren am 3. Februar 1887 in Salzburg
geſtorben am 3. November 1914 im Garniſons-Spital Nr. 15
zu Krakau



AP30
B718
1969
v.5

Georg Trakl: Die letzten Gedichte

Die Schwermut

Gewaltig bist du dunkler Mund
Im Innern, aus Herbstgewölk
Geformte Gestalt,
Goldner Abendstille;
Ein grünlich dämmernder Bergstrom
In zerbrochner Föhren
Schattenbezirk;
Ein Dorf,
Das fromm in braunen Bildern abstirbt.

Da springen die schwarzen Pferde
Auf nebliger Weide.
Ihr Soldaten!
Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt,
Stürzt das lachende Blut —
Unter Eichen
Sprachlos! O grollende Schwermut
Des Heers; ein strahlender Helm
Sank klirrend von purpurner Stirne.

Herbstesnacht so kühle kommt,
Erglänzt mit Sternen
Ueber zerbrochenem Männergebein
Die stille Mönchin.

(Juni 1914)

Die Heimkehr

Die Kühle dunkler Jahre,
Schmerz und Hoffnung
Bewahrt zyklopisch Geſtein,
Menſchenleeres Gebirge,
Des Herbſtes goldner Odem,
Abendwolke —
Reinheit!

Anſchaut aus blauen Augen
Kriſtallne Kindheit;
Unter dunklen Fichten
Liebe, Hoffnung,
Daß von feurigen Lidern
Tau ins ſtarre Gras tropft —
Unaufhaltſam!

O! Dort der goldene Steg
Zerbrechend im Schnee
Des Abgrunds!
Blaue Kühle
Odmet das nächtige Tal,
Glaube, Hoffnung!
Gegrüßt du einſamer Friedhof!

(Juni 1914)

Klage

Jüngling aus kriſtallnem Munde
Sank dein goldner Blick ins Tal;
Waldes Woge rot und fahl
In der ſchwarzen Abendſtunde.
Abend ſchlägt ſo tiefe Wunde!

Angſt! des Todes Traumbeſchwerde,
Abgeſtorben Grab und gar
Schaut aus Baum und Wild das Jahr;
Kahles Feld und Ackererde.
Ruft der Hirt die bange Herde.

Schweſter, deine blauen Brauen
Winken leiſe in der Nacht.
Orgel ſeufzt und Hölle lacht
Und es faßt das Herz ein Grauen;
Möchte Stern und Engel ſchauen.

Mutter muß ums Kindlein zagen;
Rot ertönt im Schacht das Erz,
Wolluſt, Tränen, ſteinern Schmerz,
Der Titanen dunkle Sagen.
Schwermut! einſam Adler klagen.

(Juli 1914)

Nachtergebung

Mönchin! ſchließ mich in dein Dunkel,
Ihr Gebirge kühl und blau!
Niederblutet dunkler Tau;
Kreuz ragt ſteil im Sterngefunkel.

Purpurn brachen Mund und Lüge
In verfallner Kammer kühl;
Scheint noch Lachen, golden Spiel,
Einer Glocke letzte Züge.

Mondeswolke! Schwärzlich fallen
Wilde Früchte nachts vom Baum
Und zum Grabe wird der Raum
Und zum Traum dies Erdenwallen.

(Juli 1914)

Im Oſten

Den wilden Orgeln des Winterſturms
Gleicht des Volkes finſtrer Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochnen Brauen, ſilbernen Armen
Winkt ſterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbſtlichen Eſche
Seufzen die Geiſter der Erſchlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erſchrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

(Auguſt 1914)

Klage

Schlaf und Tod, die düſtern Adler
Umrauſchen nachtlang dieſes Haupt:
Des Menſchen goldnes Bildnis
Verſchlänge die eiſige Woge
Der Ewigkeit. An ſchaurigen Riffen
Zerſchellt der purpurne Leib.
Und es klagt die dunkle Stimme
Ueber dem Meer.
Schweſter ſtürmiſcher Schwermut
Sieh ein ängſtlicher Kahn verſinkt
Unter Sternen,
Dem ſchweigenden Antlitz der Nacht.

(September 1914)

Grodek

Am Abend tönen die herbſtlichen Wälder
Von tötlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düſter hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch ſtille ſammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergoſſne Blut ſich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in ſchwarze Verweſung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es ſchwankt der Schweſter Schatten durch den ſchweigenden Hain,
Zu grüßen die Geiſter der Helden, die blutenden Häupter;
Und leiſe tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbſtes.
O ſtolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geiſtes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungebornen Enkel.

(September 1914)

Sören Kierkegaard: Vom Tode

Aus „Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten“

Vorwort

Obgleich dieſes kleine Buch (Gelegenheitsreden, wie es heißen könnte, wiewohl es nicht die Gelegenheit hat, die den Redner macht und ihn zur Autorität macht, oder die Gelegenheit, die den Leſer macht und dieſen zum Lernenden) ohne alle Aufforderung und ſo in ſeiner Mangelhaftigkeit ohne alle Entſchuldigung iſt, ohne allen Beiſtand der Umſtände und ſo in ſeiner Ausführlichkeit hilflos, iſt es doch nicht ohne Hoffnung und vor allem nicht ohne Freimut. Es ſucht jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leſer nenne, oder es ſucht ihn auch nicht. Unwiſſend um Zeit und Stunde wartet es in Stille, daß jener rechte Leſer kommen möge wie der Bräutigam und die Gelegenheit mit ſich bringe. Jeder tue das Seine, der Leſer alſo das meiſte. Die Bedeutung liegt in der Aneignung. Daher des Buches frohe Hingabe. Hier iſt kein weltliches Mein und Dein, das trennt und verbietet ſich anzueignen was dem Nächſten gehört. Denn Bewunderung iſt doch ein wenig Neid und alſo ein Mißverſtändnis, und Tadel in all ſeiner Berechtigung doch ein wenig Widerſtand und alſo ein Mißverſtändnis, und Wiedererkennung im Spiegel nur eine flüchtige Bekanntſchaft und alſo ein Mißverſtändnis, — aber richtig hinzuſehen und nicht vergeſſen zu wollen, was die Ohnmacht des Spiegels nicht zu bewirken vermag: das iſt die Aneignung, und die Aneignung iſt des Leſers noch größere, iſt ſeine ſiegreiche Hingebung.

An einem Grab

So iſt es denn vorbei! — Und wenn nun der, welcher hier zuerſt hintrat ans Grab, weil er der Nächſte war, wenn er nach der Rede kurzem Augenblick am Grab der Letzte geblieben iſt, ach, weil er der Nächſte iſt: ſo iſt es vorbei. Ob er hier außen bliebe, er erfährt doch nicht, was der Tote ſich vornimmt, denn der Tote iſt ein ſtiller Mann; ob er bekümmert ſeinen Namen riefe, ob er ſorgend ſitzen wollte und lauſchen, er erfährt doch nichts, denn im Grab iſt Schweigen und der Tote iſt ein ſtiller Mann, und ob er erinnernd jeden Tag an das Grab ginge, der Tote erinnert ſich nicht ſeiner —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Nun iſt die Rede zu Ende. Nur eine Handlung bleibt zurück: mit drei Spaten Erde den Toten zu weihen, wie alles was von Erde gekommen iſt, wieder zu Erde — und nun iſt es vorbei.

* * *

Die Rede ohne Vollmacht kann nicht in ſolcher Weiſe Ernſt machen, kein Toter wartet auf ſie, damit alles vorbei ſein kann. Aber deshalb kann einer doch auf die Rede achten. Denn der Tod ſelber hat ſeinen Ernſt; das Ernſte liegt nicht in der Begebenheit, nicht im Aeußeren: daß nun wieder ein Menſch tot iſt, ſo wenig wie der Unterſchied des Ernſtes darin liegt, daß es viele Wagen gab, ja ſo wenig wie jene milde Stimmung, die nur gut von den Toten reden will, Ernſt iſt oder auch nur im Entfernteſten jenen zufrieden ſtellen könnte, der ernſtlich ſeinen eigenen

Tod bedenkt. Der Tod gerade kann lehren, daß der Ernſt im Inneren liegt, im Gedanken, kann lehren, daß es nur ein Sinnesbetrug iſt, wenn leichtſinnig oder ſchwermütig auf das Aeußere geſehen wird, oder wenn der Betrachter tiefſinnig über dem Gedanken des Todes an ſeinen eigenen Tod zu denken und ihn zu bedenken vergißt. Will man recht einen Gegenſtand für den Ernſt nennen, dann nennt man den Tod, und „des Todes ernſten Gedanken“; und doch iſt es, als läge hier ein Spaß zu Grunde für den Tod, und dieſer Spaß, verſchieden in Stimmung und Ausdruck iſt das Weſentliche bei jeder Betrachtung des Todes, wo der Betrachter nicht ſelbſt unter vier Augen mit dem Tode bleibt und ſich ſelbſt zuſammendenkt mit ihm. Ein Heide hat geſagt, daß man den Tod nicht fürchten ſolle, „denn wenn er iſt, bin ich nicht, und wenn ich bin, iſt er nicht.“ Das iſt ein Scherz, mit dem der liſtige Betrachter ſich außerhalb ſtellt; aber ſelbſt wenn der Betrachter die Bilder des Grauens brauchte, um den Tod zu ſchildern, und eine kranke Einbildung erſchreckte, das iſt doch nur Scherz, wenn er bloß den Tod denkt, nicht ſich ſelbſt im Tode, wenn er ihn denkt als das Los des Geſchlechts, aber nicht als das ſeine. Der Scherz iſt, daß jene unerbittliche Macht gleichſam nicht Hand anlegen kann an ihre Beute, daß ein Widerſpruch bleibt, daß der Tod gleichſam ſich ſelber zum Narren hält. Denn die Sorge, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will und wenn er ſie einen Bogenſchützen nennen will, wie der Tod einer iſt: die Sorge trifft nicht fehl, denn ſie trifft den Lebenden, und wenn ſie ihn getroffen hat, dann erſt beginnt die Sorge: aber wenn des Todes Pfeil getroffen hat, dann iſt es ja vorbei. Und die Krankheit, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will

und wenn er ſie eine Schlinge nennen will, wie der Tod eine Schlinge iſt, in der das Leben ſich fängt: die Krankheit fängt wirklich, und wenn ſie den Geſunden gefangen hat, dann beginnt die Krankheit: aber wenn der Tod die Schlinge zuſammenzieht, ſo hat er ja nichts gefangen, denn dann iſt es ja vorbei. Doch hier liegt der Ernſt, und hierin iſt der Ernſt des Todes verſchieden von dem des Lebens, der ſo leicht einen Menſchen ſich ſelber betrügen läßt. Denn wenn einer ſeinen Gang geht, gebeugt in Unglück, in Leiden, in Krankheit, in Verkennung, in Dürftigkeit, mit kümmerlichen Ausſichten, da ſchließt er fehl, wenn er geradeswegs ſchließt, daß er ernſt ſei; denn Ernſt iſt nicht die einfache Wiederholung, ſondern die veredelte —, hier iſt er wieder das Innere und der Gedanke und die Aneignung. Oder wenn einer geſchäftig iſt in weitläufigen Unternehmungen, vielleicht über Viele zu gebieten hat, vielleicht viele Bücher ſchreibt, vielleicht hohe Stellungen bekleidet, wenn einer vielleicht viele Kinder hat, oder oft mit dabei ſein muß in Lebensgefahr, oder den ernſten Beruf hat, Leichen einzukleiden, ſo ſchließt er fehl, wenn er daraus ohne weiteres ſchließt, daß er ernſt ſei, denn der Ernſt iſt im Eindruck, der Ernſt gehört dem inneren Menſchen, nicht dem Beruf. Der Tod dagegen iſt nicht in jenem Sinn eine Wirklichkeit, und wenn man erſt tot iſt, iſt es zu ſpät mit dem Ernſtwerden; und wenn man einen ſanften Tod fände, was eine ernſtere Zeit als das größte Unglück betrachtete, weshalb auch das alte Gebet davon ſpricht, was aber eine neuere Zeit für das größte Glück anſieht —, ſo wäre einem ja geholfen. Des Lebens Ernſt iſt ernſt, und doch gibt es ohne die Veredelung der Bewußtheit keinen Ernſt des Aeußeren, hier liegt die Möglichkeit der Täuſchung; der Ernſt des Todes iſt

ohne Betrug, denn es iſt nicht der Tod, der ernſt iſt, ſondern der Gedanke an den Tod.

Wenn einer deshalb den Gedanken feſthalten will und nicht auf andere Weiſe ſich um die Betrachtung kümmert als indem er an ſich ſelber denkt, ſo ſoll auch die unmündige Rede durch ihn eine ernſte Sache werden. Sich ſelbſt tot zu denken iſt der Ernſt; Zeuge zu ſein bei eines Andern Tod iſt Stimmung. Es iſt der leichte Anſtrich von Wehmut, wenn der Vorübergehende ein Vater iſt, der ſein Kind zum letzten Male trägt, da er es zum Grabe trägt; oder wenn der ärmliche Leichenwagen vorüberfährt, und man nichts weiß vom Toten, nur daß er ein Menſch war; es iſt Wehmut, wenn Jugend und Geſundheit des Todes Beute werden, wenn viele Jahre danach das Bild der Schönheit auf der verfallenen Erinnerungstafel ſteht über dem Grab, umwachſen von Unkraut; es iſt Ernſt in der Stimmung, wenn der Tod hineingriff in die eiteln Geſchäfte und nach dem Toren griff, angetan mit dem eitelſten Prunk, nach dem Toren in ſeinem eitelſten Augenblick; es iſt der Seufzer über des Lebens Spott, wenn der Tote das gewiſſe Verſprechen gegeben hatte und ohne Schuld zum Betrüger ward, weil er bloß vergeſſen hatte, daß der Tod das einzige Gewiſſe iſt; es iſt Sehnſucht nach dem Ewigen, wenn der Tod nahm und wieder nahm und nun den letzten Ausgezeichneten nahm, den du kannteſt; es iſt einer Seelenkrankheit Fieberhitze oder ihr kalter Brand, wenn einer ſo vertraulich ward mit dem Tod und mit dem Verluſt der Nächſten, daß das Leben ihm den Geiſt verzehrte; es iſt das reine Leid, wenn der Tote dir gehörte; es ſind der unſterblichen Hoffnung Geburtswehen, wenn es deine Geliebte war; es iſt des Ernſtes erſchütternder Durchbruch, wenn

es dein einziger Führer war und die Einſamkeit dich packte: aber, ob es dein Kind war, ob deine Geliebte, und ob es dein einziger Führer war, es iſt doch Stimmung; und ob du gerne ſelbſt in den Tod gehen wollteſt für ſie, auch das iſt Stimmung; und ob du meinſt, daß das leichter ſei, ſiehe, auch das iſt Stimmung. Der Ernſt iſt, daß einer den Tod denkt, ihn als ſein eigenes Los denkt, und daß er ſo fertig bringt, was ja der Tod nicht vermag: daß er iſt und der Tod auch iſt. Denn der Tod iſt der Lehrmeiſter des Ernſtes, und daran erkennt man ſeine ernſte Unterweiſung, daß er es dem Einzelnen überläßt, ſich ſelber aufzuſuchen, um eben dann den Ernſt zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menſchen ſelbſt. Der Tod tut ſein Geſchäft im Leben, er läuft nicht herum wie in der Vorſtellung des Furchtſamen und wetzt die Senſe und ſchreckt Weiber und Kinder, als wäre dies Ernſt. Nein, er ſagt: Ich bin da, will einer von mir lernen, ſo komme er zu mir. Nur ſo beſchäftigt der Tod im Ernſt, im übrigen nur in Stimmung durch ſinnreiche Gedanken, durch ſeinen Tiefſinn, oder im Scherz in aufgeräumten Einfällen, oder niederbeugend mit tiefem Leid, das doch in ſeinem leidendſten Ausdruck nicht Ernſt iſt, denn der Ernſt würde gerade lehren, Maß zu halten mit Sorgen und Klagen.

Ein Dichter erzählt von einem Jüngling, der in der Nacht der Jahreswende im Traume als Greis zurückſah auf ſein verſpieltes Leben; bis er in Angſt erwachte am Neujahrsmorgen, nicht bloß zu einem neuen Jahr, ſondern zu einem neuen Leben: ſo wachend den Tod zu denken, zu denken, was ja entſcheidender iſt, als das Greiſenalter, das doch auch ſeine Zeit hat, zu denken: es war vorbei, daß alles verloren iſt mit dem Leben, um nun im Leben

alles zu gewinnen — das iſt Ernſt. Es war ein Kaiſer, der unter Beobachtung aller äußeren Gebräuche ſein Begräbnis feiern ließ. Was er tat war vielleicht nur Ausfluß einer Stimmung, aber Zeuge zu ſein ſeines eigenen Todes, Zeuge, wie der Sarg geſchloſſen wird, Zeuge, wie alles was weltlich und irdiſch den Sinn füllt, aufhört im Tode: das iſt Ernſt. Zu ſterben iſt ja jedes Menſchen Los und ſo eine gar geringe Kunſt, aber gut ſterben zu können iſt doch die höchſte Lebensweisheit. Worin liegt der Unterſchied? Darin, daß in dem einen Fall der Ernſt der des Todes iſt, in dem andern der des Sterbenden. Und die Rede, die den Unterſchied macht, kann ſich ja nicht an den Toten wenden, ſondern nur an den Lebenden.

So ſoll die Rede handeln von der

Entſcheidung des Todes.

Und darin ſind wir einig, daß eine fromme Rede niemals zwieſpältig ſein darf oder uneins mit anderem, als mit dem, was gottlos iſt. Wenn alſo der Arme, der Dienende, der des ſeltenen Feiertags wenige Stunden ſparſam anwenden muß, hinausgeht zu einem Grab, um ſich eines Verſtorbenen zu erinnern und nun auch ſeinen eigenen Tod zu bedenken, wenn ein ſolcher ſich helfen muß nach karger Gelegenheit, ſo daß der Gang hinaus zugleich ein Lebensgenuß wird, daß der Aufenthalt draußen zugleich eine fröhliche und wohltuende Zerſtreuung iſt nach der vielen Tage Mühe, ſo daß die Zeit draußen hingeht mit der Freude über die Freiheit und über die Umgebung, als ſuchte er in einer ſchönen Gegend Erfriſchung, als wäre der Gang bloß zur Luſt und zu vereinter Freude, — da ſind wir einig, daß ein ſolcher Menſch in ſeiner Einfalt die Gegenſätze ſchön vereint (was nach der Weiſen Wort die

höchſte Schwierigkeit iſt), daß ſein Erinnern dem Verſtorbenen teuer iſt, mit Freude angenommen im Himmel, und daß ſein Ernſt gleich preiſenswert iſt, Gott ebenſo wohlgefällig, ihm ſelbſt ebenſo dienlich wie der Ernſt deſſen, der mit ſeltenen Gaben Tag und Nacht anwandte, um des Todes ernſten Gedanken einzuüben in ſeinem Leben, ſo daß er nun innehielt und wieder innehielt, um eitlem Tun zu entſagen, nun angefeuert ward und wieder angefeuert, zu eilen auf dem Weg des Guten, nun ſich der Schwatzhaftigkeit und der Betriebſamkeit im Leben entwöhnte, um Weisheit in Stille zu lernen, nun lernte, nicht zu ſchaudern vor Geſpenſtern und menſchlichen Erfindungen, ſondern vor der Verantwortung des Todes, nun, nicht die zu fürchten, die den Leib totſchlagen, ſondern ſich zu fürchten vor ſich ſelbſt und davor, ſein Leben zu haben in der Eitelkeit, im Augenblick, in der Einbildung. Wir wollen ihn preiſen, daß er herrlich die ihm vergönnten Gaben gebrauchte; wenn er dagegen von dem täglichen, herrlichen Tun ſich einen Feiertag machte, um mit Luſt den Gedanken zu genießen, daß er beſſer ſei, als der Einfältige, der weder ſolche Zeit noch ſolche Gabe hatte, Gott wohlgefälliger, als täte Gott eitel Unrecht und weigerte dem Einen Zeit und Talent, alſo des Glückes Gabe, als machte er dann wieder, wie Menſchen zuweilen in Gedankenloſigkeit grauſam handeln, den Mangel zu einer Schuld: ach, welcher Unterſchied zwiſchen ſeinem ſeltenen Feiertag und dem des Einfältigen, wenn jener alles verſpielt, und der Einfältige alles gewinnt! Nein, aller Vergleich iſt doch nur Spaß, und ein eitler Vergleich ein ſorgenvoller Spaß. Hätte auch jener Begünſtigte lange Zeit, der Ernſt und der Tod würden ihn doch lehren, daß er keine zu verſpielen habe, noch weniger,

alles zu verſpielen. Sollte dagegen einer hurtig fertig geworden ſein auch mit dem Gedanken des Todes, wie mit allen andern Gedanken, und vornehm vielleicht ſich ſorgen, daß in dieſem armſeligen und einförmigen Leben nicht genug zu denken übrig bleibe für einen ſolchen hurtigen Denker, da ſind wir einig, daß dies das Eigentümliche iſt bei jedem Gegenſtand, wenn er es für eine fromme Betrachtung wird, daß dem Einfältigen ſofort zum richtigen Verſtändnis verholfen wird, und daß der meiſt Begabte freudig ein ganzes Leben anwendet, wenn er auch geſteht, daß er weder alles ganz verſtanden, noch ganz in Vollkommenheit den Gedanken eingeübt habe in ſeinem Leben. Denn der, welcher ohne Gott iſt in der Welt, er wird wohl raſch ſeiner ſelbſt überdrüſſig und drückt dies vornehm ſo aus, daß er des ganzen Lebens überdrüſſig ſei, aber wer in Einigkeit iſt mit Gott, er lebt ja zuſammen mit Dem, deſſen Gegenwart ſelbſt dem Unbedeutendſten unendliche Bedeutung gibt.

Ueber die Entſcheidung des Todes muß nun zuerſt geſagt werden, daß ſie entſcheidend iſt. Die Wiederholung des Wortes iſt das Bezeichnende und die Wiederholung ſelbſt erinnert daran, wie wortknapp der Tod iſt. Es gibt manche andere Entſcheidung im Leben, aber nur eine ſo entſcheidende, wie die des Todes. Denn alle Kräfte des Lebens vermögen nicht der Zeit Widerſtand zu leiſten, ſie reißt ſie mit ſich, ſelbſt die Erinnerung iſt in der Zeit. Und der Lebende hat es nicht in ſeiner Macht, die Zeit aufzuhalten, Ruhe zu finden außerhalb der Zeit in einem vollkommenen Abſchluß, im Abſchluß der Freude, als gäbe es kein Morgen, im Abſchluß des Leids, als könnte es nicht um einen Tropfen noch bitterer werden, im Abſchluß

der Betrachtung, als wäre die Meinung ganz aus und nicht die Betrachtung wieder ein Teil der Meinung, im Abſchluß der Rechenſchaft, als zöge der Augenblick der Rechenſchaft ſich nicht auch ſeine Verantwortung zu. Der Tod dagegen hat dieſe Macht; er pfuſcht nicht drauf los, als bliebe doch noch ein wenig übrig, er jagt nicht nach der Entſcheidung, wie der Lebende es tut, er macht Ernſt damit. Wenn er kommt, heißt es: bis hierher, nicht einen Schritt weiter; dann iſt abgeſchloſſen, nicht ein Buchſtabe wird hinzugefügt; ſo iſt die Meinung aus, nicht ein Laut mehr ſoll gehört werden— ſo iſt es vorbei. Iſt es unmöglich, alle die unzähligen Ausſagen der Lebenden über das Leben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen ſich in einer Ausſage, in einer einzigen für den Lebenden: ſteh ſtille. Iſt es unmöglich, alle die unzähligen Ausſagen der Lebenden über ihres Lebens Streben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen ſich in einer, in einer einzigen: jetzt iſts vorbei.

Das vermag der Tod. Er iſt auch nicht ein unerfahrener Jüngling, der die Senſe nicht zu gebrauchen verſteht, daß einer ihn verblüffen könnte. Hab' einer welche Vorſtellung er will, eine eingebildete oder eine wahre, von ſeinem Leben, von ſeiner Wichtigkeit für alle, von ſeiner Wichtigkeit für ſich ſelber: der Tod hat keine Vorſtellung davon und achtet nicht auf ſolche Vorſtellungen. Sollte einer müde ſein der Wiederholung, dann wohl der Tod, der alles geſehen hat und wieder und wieder dasſelbe. Selbſt den in Jahrhunderten ſeltenen Tod hat er viele Male geſehen, dagegen hat niemals ein Sterbender den Tod die Farbe wechſeln ſehen, ihn erſchüttert geſehen beim Anblick, die Senſe zittern ſehen in ſeiner Hand, die Spur einer Mienen-

veränderung bemerkt in ſeinem ruhigen Antlitz. Und der Tod iſt auch nicht ein alter Mann geworden, der geſchwächt vom Alter unſicher ſchwankte, der nicht genau weiß, wieviel die Uhr geſchlagen hat, oder mitleidig ward aus Schwachheit. O, wenn einer ſich rühmen darf, unverändert zu ſein, dann wohl der Tod: er wird nicht bleicher und nicht älter.

Doch ſoll die Rede ja nicht den Tod lobpreiſen, ſo wenig wie ſie die Phantaſie in Bewegung ſetzen ſoll. Daß der Tod es abmachen kann, iſt gewiß, aber die Aufforderung des Ernſtes an den Lebenden iſt, es zu denken, zu denken, daß es vorbei iſt, daß eine Zeit kommt, da es vorbei iſt. Das iſt ſchwierig; denn ſelbſt im Augenblick des Todes ſcheint es ja wohl dem Sterbenden, daß er noch einige Zeit zu leben haben könnte, und man fürchtet ſogar, ihm zu ſagen, daß es vorbei iſt. Und nun der Lebende! So lange er vielleicht in Geſundheit lebt, in Jugend, in Glück, in Macht — geſichert alſo, ja, gut geſichert, wenn er ſich nicht einſchließen will mit dem Gedanken des Todes, der ihm erklärt, daß dieſe Sicherheit Betrug iſt. Es gibt einen Troſt, einen falſchen Schmeichler, einen heuchleriſchen Betrüger, der heißt: Aufſchub. Aber er wird ſelten bei ſeinem rechten Namen genannt, denn ſelbſt wenn man ihn nennen will, ſchleicht er ſich noch ein in das Wort, und das Wort wird ein wenig milder, und der gemilderte Name iſt ja auch ein Aufſchub. Jedoch iſt keiner, der ſo den Ekel lehren kann vor dem Schmeichler und den Betrüger zu durchſchauen vermag wie des Todes ernſter Gedanke. Denn Tod und Aufſchub vertragen ſich nicht; ſie ſind Todfeinde, aber der Ernſte weiß, daß der Tod der Stärkere iſt.

So iſt es vorbei. Ob es das Kind war mit der Forderung auf das ganze Leben, ob es vor ſich hinweinte — jetzt iſt's

vorbei, nicht ein Augenblick wird zugeſtanden. Ob es der Jüngling war mit ſeinen ſchönen Hoffnungen, ob er für ſich bat bloß um einer einzigen Erfüllung — jetzt iſts vorbei, nicht ein Heller für ſeine Forderung ans Leben wird bezahlt. Ob ein Weniges mangelte an des Mannes ruhmreichem Werk, und ob es einer Welt Wunderwerk war, und ob die ganze Menſchheit es mißverſtehen würde, weil der Schluß fehlte — jetzt iſts vorbei, die Arbeit nicht vollendet. Ob es ein einziges Wort war, das ihm ein Leben bedeutet hatte, ob er ein ganzes Leben geben wollte, um es ſagen zu dürfen, — jetzt iſts vorbei, das Wort blieb ungeſagt.

So iſt es mit der Entſcheidung des Todes vorbei, es iſt Ruhe; nichts, nichts ſtört den Toten; ob jenes kleine Wort, ob jener mangelnde Augenblick den Todeskampf unruhig machten, es ſtört den Toten nicht mehr; ob die Verſchweigung jenes kleinen Wortes vieler Lebenden Leben ſtörte, ob jenes rätſelvolle Werk wieder und wieder den Forſcher beſchäftigte: den Toten ſtört es nicht. So iſt die Entſcheidung des Todes wie eine Nacht, die Nacht, die kommt, da man nicht arbeiten kann; und ſo hat man den Tod eine Nacht genannt, und die Vorſtellung noch milder gemacht, indem man ihn einen Schlaf nannte. Und es ſoll ja Ruhe geben dem Lebenden, wenn er ſchlaflos vergebens den Schlaf ſucht auf dem Nachtlager, wenn er ſich ſelber fliehend vergebens ein Verſteck ſucht, wo das Bewußtſein ihn nicht entdeckt, wenn der Geplagte müde an Leib und Seele vergebens eine Stellung ſucht, die Linderung gibt, da er nicht ſtille ſtehen kann vor der Unraſt des Schmerzes und nicht gehen vor Müdigkeit: es ſoll Ruhe geben, zu denken, daß es doch eine Stellung gibt, in welcher der

Angeſtrengte die Ruhe findet, ein Lager, wo er ſtille ruht, ein Schlaf, der ihn nicht flieht, ein Verſteck, wo das Bewußtſein draußen ſteht, wo ſelbſt die Erinnerung draußen bleibt wie ein Windhauch in den Zweigen, einen Teppich, den der ſtille Mann nicht abwirft, unter dem er ruhig ſchläft! Es ſoll Ruhe geben, wenn einer in der Jugend ſchon müde geworden iſt und nur mit der Schwermut umgeht, zu bedenken, daß er im Schoß der Erde ruhig und geborgen liegt, es ſoll Ruhe geben, dieſen Troſt zu bedenken und ihn ſo zu denken, daß der Ewige ſchließlich allein der Unglücklichſte wird, der wie eine Wiegenfrau nicht ſchlafen darf, während alle wir andern doch einſchlummern dürfen!

Indeſſen, das iſt Stimmung, und den Tod ſo zu denken iſt nicht Ernſt. Es iſt die Ausflucht der Schwermut, ſich aus dem Leben nach dem Tode zu ſehnen, und es iſt Aufruhr, ihn nicht fürchten zu wollen; es iſt die Schlauheit der Schwermut, nicht verſtehen zu wollen, daß es anderes zu fürchten gibt als das Leben, und daß deshalb eine andere Weisheit gefunden werden muß, die tröſten ſoll, als der Schlaf des Todes. Gewiß: iſt es Schwachheit, den Tod zu fürchten —, dann iſt es ein aufgeſchminkter Mut, der ſich einbildet den Tod nicht zu fürchten, wenn doch derſelbe Menſch das Leben fürchtet; es iſt die Schwachheit, die zu Bett will, der weibiſche Troſt, einzuſchlafen, weibiſch durch den Schlaf dem Leiden entgehen zu wollen.

Ja gewiß iſt der Tod ein Schlaf, und ſo wollen wir von jedem ſagen, der im Tode ruht, daß er ſchlafe, wir wollen ſagen, daß eine ſtille Nacht über ihm ſchatte, und daß nichts ihren Frieden ſtöre. Aber iſt denn kein Unterſchied zwiſchen Leben und Tod; und der Lebende, der ſeinen eigenen

Tod bedenkt, er betrachte es anders. Wenn du ſelber es wäreſt, und du der Lebende, der es ſähe! Wer im Tode ſchläft, deſſen Wange rötet ſich nicht, wie die des Kindes im Schlafe; er ſammelt nicht neue Kraft, wie der Mann, der geſtärkt wird, der Traum beſucht ihn nicht freundlich, wie er den Greis beſucht im Schlafe! Wenn einer im Leben einen Fall ſieht, der dem Tode gleicht, was tut er dann? Er ruft den Ohnmächtigen an, weil ihm graut vor dieſem Zuſtand, wenn der Lebende ausſieht wie ein Toter. Iſt es denn ein Troſt, daß einer den Toten deshalb nicht anruft, weil es doch nichts helfen kann? Aber du biſt ja nicht tot, und will die Schwermut dich ſtärken mit Ohnmacht, die den einzigen Troſt im Todesſchlafe findet: dann rufe, dann ſchreie dich an, tu für dich ſelbſt, was du für jeden andern tun würdeſt, und ſuche nicht betrügeriſchen Troſt im Wunſche, daß es vorbei ſein möge! Es habe einer welche er will, eine eingebildete oder wahre Vorſtellung von der Merkwürdigkeit ſeiner Leiden: ach, wenn einer müde ſein müßte, müde der Wiederholung der Klageſchreie, dann wohl der Tod; ſelbſt den in Jahrhunderten durch ſein Leiden ſeltenen Unglücklichen, ſelbſt deſſen Klageſchrei hat der Tod viele Male gehört, aber keiner, keiner hat davon vernommen, daß er den Tod bewogen habe, raſcher zu kommen! Und wenn ſein Schrei ihn bewegen könnte — iſt es denn wirklich ſeine Meinung, oder iſt es nicht eher der Widerſpruch, daß er doch nicht kommt, weil er ruft, der des Trotzes Selbſtgefühl ſtärkt, der Widerſpruch, der dem Furchtſamen hilft, das Spiel des Mutes mit dem Schrecklichen zu ſpielen — wenn ſein Schrei und ſeine Sehnſucht den Tod bewegten, ob ein Menſch da nicht ſich ſelber betrog, wenn wir auch einen Augenblick die Verantwortung vergeſſen wollen, die allzeit

bleibt? Was verſchaffte die Linderung, war es dies, daß es vorbei war, oder nicht vielmehr die Vorſtellung davon, die ja noch in der Macht der Schwermut, alſo in der Macht des Lebenden war — eine Zerſtreuung, eine Spielerei! Wer in den Tod ſchläft, der rührt ſich nicht, und wenn auch des Sarges Kleid ſich nicht knapp um ihn ſchlöſſe — er rührt ſich doch nicht; er wird zu Staub. Und der Gedanke daran, daß es vorbei iſt, der in der vorwitzigen Vorſtellung ſchwermütig der trotzigen Ohnmacht Erquickung brachte, oder tändelnd in Wehmut linderte, der iſt ja bei dem Toten gar nicht. Er hat alſo keine Freude daran, daß es vorbei iſt: Warum wünſchte er es dann ſo ſehr? Welch ein Widerſpruch! Alſo ſag einer, daß es ein großer Troſt ſei, in der Erde zu verfaulen! Aber weiß einer anderes vom Tode, dann weiß er auch anderes zu fürchten als das Leben.

Der Ernſt verſteht nun dasſelbe vom Tod, aber er verſteht es anders. Er verſteht, daß es vorbei iſt. Ob dieſes ſich, gemildert in Stimmung. ſo ausdrücken läßt, daß der Tod eine Nacht ſei, ein Schlaf, beſchäftigt ihn minder. Der Ernſt verſpielt nicht viel Zeit mit Rätſelraten, er ſitzt nicht in Betrachtungen verſunken, er umſchreibt nicht die Ausdrücke, er bedenkt nicht das Sinnreiche der Bilderſprache, er macht keine Abhandlung, ſondern er handelt. Iſt es gewiß, daß der Tod da iſt, wie er iſt; iſt es gewiß, daß es mit ſeiner Entſcheidung vorbei iſt; iſt es gewiß, daß der Tod ſelbſt ſich niemals darauf einläßt, eine Erklärung zu geben: nun wohl, da gilt es, ſich ſelber zu verſtehen, und des Ernſtes Verſtändnis iſt, daß, iſt der Tod die Nacht, ſo iſt das Leben der Tag, kann nicht gearbeitet werden in der Nacht, ſo kann man arbeiten am Tag; und des Ernſtes kurzer aber anfeuernder Ruf, gleich dem kurzen des Todes, iſt: heute noch.

Denn der Tod im Ernſt gibt Lebenskraft, wie nichts anderes, er macht wachſam, wie nichts anderes. Auf den ſinnlichen Menſchen wirkt der Tod ſo, daß er ſagt: Laßt uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir tot; aber das iſt der Sinnlichkeit feige Lebensluſt, jene verächtliche Ordnung der Dinge, wo man lebt, um zu eſſen und zu trinken, nicht ißt und trinkt, um zu leben. Im tieferen Menſchen wirkt die Vorſtellung des Todes vielleicht die Ohnmacht, ſo daß er gebrochen in Schwermut ermattet; aber der Ernſte gibt dem Gedanken des Todes die rechte Fahrt im Leben und das rechte Ziel, nach dem er die Fahrt richtet. Und keine Bogenſehne kann ſo geſpannt werden und vermag dem Pfeile ſolche Schnelle zu geben, wie der Gedanke des Todes den Lebenden vorwärtszuſchnellen vermag, wenn der Ernſt ihn anſpannt. Da ergreift der Ernſt das Gegenwärtige noch heute, verſchmäht keine Aufgabe als zu gering, läßt ſich keine Zeit entwinden als zu kurz, arbeitet aus äußerſten Kräften, wenn er auch noch ſo willig iſt, über ſich ſelbſt zu lächeln, wenn ſeine Anſtrengung Verdienſt vor Gott ſein ſollte, und willig in Ohnmacht zu verſtehen, daß ein Menſch nichts iſt, und daß der, welcher aus äußerſten Kräften arbeitet, nur umſomehr Gelegenheit bekommt, über Gott zu ſtaunen. Die Zeit iſt ja auch ein Gut. Vermöchte ein Menſch in der äußeren Welt eine Teuerung zu bewirken, ja, da hätte er es geſchäftig; denn der Kaufmann ſagt ja richtig, daß wohl die Ware ihren Preis hat, aber der Preis hängt doch ſo ſehr von den vorteilhaften Zeitverhältniſſen ab — und wenn nun eine Teuerung iſt, da verdient der Kaufmann. In der äußeren Welt vermag ein Menſch dies nun vielleicht nicht, aber in der Welt des Geiſtes vermag es Jeder. Der Tod bewirkt ja ſelbſt Teue-

rung der Zeit im Verhältnis zum Sterblichen; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, hinaufgeſchraubt wurde im Preis, wenn der Sterbende mit dem Tode feilſchte; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, unendlichen Wert bekam, weil der Tod die Zeit koſtbar machte! Das vermag der Tod, aber der Ernſte vermag mit dem Gedanken des Todes Teuerung zu bewirken, ſo daß das Jahr und der Tag unendlichen Wert bekommen — und wenn teuere Zeit iſt, dann verdient ja der Kaufmann, indem er die Zeit gebraucht. Wenn aber die bürgerliche Sicherheit in Gefahr iſt, ſo hebt der Kaufmann den Gewinſt nicht gleichgiltig auf, ſondern er wacht über ſeinem Schatz, daß Diebeshand nicht einbrechen und ihn ihm nehmen ſoll: ach, der Tod iſt ja auch wie ein Dieb in der Nacht.

Und wenn der Gedanke des Todes einen Menſchen beſucht und ihn nicht wirken läßt, wenn er ſich einliſtet und die Lebenskraft betört in ſchwärmeriſchem Traum; wenn des Todes Mißmut ihm das Leben zur Eitelkeit machen will; wenn jene Verführerin, die Wehmut, ihn umſchließt; wenn die Vorſtellung, als ſei alles vorbei, ihn betäuben will im Schlafe der Schwermut; wenn er hinſiecht in der Geiſtesabweſenheit Spiel mit dem Sinnbild des Todes: da gebe er nicht dem Tod die Schuld, denn all dies iſt ja nicht der Tod. Aber er ſage zu ſich ſelber: meine Seele iſt in gefahrvoller Stimmung, und bleibt das ſo, dann iſt eine Feindſchaft in ihr gegen mich, welche die Uebermacht erlangen kann. Da fliehe er nicht den Tod, als beſtände darin die Heilung. Weit gefehlt. Er ſage: ich will des Todes ernſten Gedanken rufen. Und der hilft ihm. Denn der Ernſt des Todes hat dazu geholfen, eine letzte Stunde unendlich bedeutungsvoll zu machen wie in Zeiten der Teuerung, wach-

ſam, als langten Diebeshände nach ihm. So laſſe man den Tod ſeine Macht behalten, „daß es vorbei iſt“, aber das Leben auch ſein Recht, zu arbeiten, während es Tag iſt. Der Wankelmütige iſt bloß ein Zeuge des beſtändigen Grenzſtreites zwiſchen Leben und Tod, ſein Leben nur die Angabe des Zweifels über die Verhältniſſe, ſeines Lebens Ausgang eine Täuſchung, aber der Ernſte hat Freundſchaft geſchloſſen mit den ſtreitenden Mächten, und ſein Leben hat in des Todes ernſtem Gedanken den treueſten Verbündeten. Gilt auch für alle Toten dieſe Gleichheit, daß es jetzt vorbei iſt, ein Unterſchied iſt doch, und er ſchreit zum Himmel, dieſer Unterſchied, der Unterſchied nämlich: was für ein Leben es war, das nun mit dem Tode vorbei iſt. So iſt es alſo doch nicht vorbei, und trotz aller Schrecken des Todes, nein, unterſtützt von des Todes ernſtem Gedanken ſagt der Ernſte: es iſt nicht vorbei. Aber verſucht ihn dieſe lichte Ausſicht, ſpäht er danach wieder bloß im Dämmerlicht der Betrachtung, entfernt ſie ihn von der Aufgabe, wird die Zeit nicht Zeit der Teuerung, dünkt ihm der Beſitz ſicher; da iſt er wieder nicht ernſt. Sagt der Tod: vielleicht heute noch; ſo ſagt der Ernſt: das ſei nun vielleicht noch heute oder nicht, ich ſage: heute noch. —

Von der Entſcheidung des Todes muß weiter geſagt werden, daß ſie unbeſtimmbar iſt. Hiemit iſt nichts geſagt, aber ſo muß es auch ſein, wenn die Rede um ein Rätſel geht. Wohl macht der Tod nämlich alle gleich, aber wenn er eine Gleichheit im Nichts iſt, in der Vernichtung, ſo iſt ja die Gleichheit ſelbſt unbeſtimmbar. Soll man deutlicher reden von dieſer Gleichheit, ſo kann es nur geſchehen, indem man die Verſchiedenheiten des Lebens aufzählt und

dieſe in der Gleichheit des Todes negiert. Hier, im Grabe, ſind das Kind und der eine Welt umſchuf gleich unwirkſam; hier iſt der Reiche ſo arm wie der Arme, die Armut bettelt nicht, der Reiche hat nichts abzugeben, der Genügſamſte und der Unmäßigſte brauchen gleich wenig; hier hört man nicht des Herrſchers Stimme, und nicht der Unterdrückten Schrei; hier ſind der Uebermütige und der Gekränkte gleich ohnmächtig; hier liegen ſie Grab an Grab und dulden einander, die die Feindſchaft trennte durch eine Welt; hier liegt der Schöne und hier der Elende, aber die Schönheit trennt ſie nicht; hier liegen ſie beide, der nach dem Tode ſpähte wie nach einem verborgenen Schatz, und der vergeſſen hatte, daß der Tod da iſt, aber der Unterſchied iſt nicht zu entdecken.

So iſt die Entſcheidung des Todes durch ihre Gleichheit wie der leere Raum und wie eine Stille, in der kein Laut tönt, oder milder, wie eine Stille, die nichts ſtört. Und in dieſem ſtillen Reiche herrſcht der Tod. Wiewohl einer gegen alle die Lebenden, iſt er doch mächtig, ſie ſich zu unterwerfen und Stille zu gebieten. Hab einer welche Vorſtellung er will von ſeinem Leben, ja ſelbſt von ſeiner Bedeutung für die Ewigkeit, er redet ſich nicht los vom Tode, er macht nicht den Uebergang zum Ewigen in der Rede Lauf und im ſelben Atemzug: ſie haben alle erſt ſchweigen gemußt. Und vereinte ſich auch Geſchlecht mit Geſchlecht zu gemeinſamer Tat, und vergäße der Einzelne ſich ſelbſt und fände ſich ſo ſicher im Verſteck der Menge: ſiehe, der Tod nimmt jeden für ſich — und er wird ſtill. Wäre auch des Lebenden Verſchiedenheit ſo groß, wie einer ſie denken mag, der Tod macht ihn gleich mit dem, der unkenntlich war durch ſeine Verſchiedenheit. Denn der Spiegel des Lebens gibt wohl zu-

weilen dem Eitlen mit ſchmeichelnder Treue ſeine Verſchiedenheit wider, aber des Todes Spiegel ſchmeichelt nicht, ſeine Treue zeigt alle eins, ſie gleichen einander alle, wenn der Tod mit ſeinem Spiegel geprüft hat, ob der Tote ſchweigt.

So iſt die Entſcheidung des Todes unbeſtimmbar in Gleichheit, denn die Gleichheit iſt in der Vernichtung. Und daran zu denken ſoll Ruhe geben dem Lebenden. Wenn der Geiſt, müde der Unterſchiede, die dauern und dauern und niemals aufhören, ſtolz ſich zurückzieht in ſich ſelbſt und Groll anhäuft im Trotz der Ohnmacht, daß er der Lebenskraft der Unterſchiede nicht Einhalt zu tun vermag: da ſoll es Ruhe geben zu bedenken, daß der Tod dieſe Macht hat, da ſoll dieſe Vorſtellung jener Vernichtung Begeiſterung anſchüren zu einer Glut, in der das Leben ſich ſteigern will. — Wenn der Elende ſeufzt in ſeinem Winkel, weil das Leben ihm Unrecht tat, wie eine Stiefmutter, wenn er mißgeſtaltet nicht einmal wagen darf ſich zu zeigen, weil ſelbſt der beſte Menſch unwillkürlich lächelt über ſeinen qualvollen, ach, und doch lächerlichen Jammer, wenn er abgeſondert und abgeſchloſſen nicht liebt, weil keiner bei ihm das Gleiche findet, das er ſelbſt vergebens bei andern ſucht: da ſoll es des verborgenen Harmes Brand lindern wie kühler Schnee, zu bedenken, daß der Tod alle gleich macht. — Wenn der Gekränkte ſich windet unter dem Unrecht des Mächtigen, und der Haß in Ohnmacht an der Rache verzweifelt: da ſoll es der willkommene Troſt ſein, der nächſtens die Luſt des Lebens wieder herbeiruft, daß der Tod ſie alle gleich macht. — Wenn der durch Wünſche Verzärtelte unwirkſam ſitzt und mit des Wunſches hohen Vorſtellungen von ſich ſelber ſpielt, aber nur andere ſtreben und das Große erreichen ſieht, wenn

der Ungeduld Leidenſchaft den Atem des Verzärtelten ſchwer macht: da ſoll es lindern, ſoll wieder Luft geben, zu bedenken, daß der Tod einen Strich macht durch das Ganze und alle gleich macht. — Wenn der Verlierende wohl verſtand, daß der Streit nun vorbei ſei und er der Schwächere, aber zugleich verſteht, daß es doch nicht vorbei iſt, daß ſeine Niederlage dem Sieger des Glückes Fahrt gab, daß ſein Leiden durch die Folgen der Niederlage täglich, aber ferner und ferner der Bericht iſt von des Andern Steigen in der Ferne: da ſoll es lindern zu bedenken, daß der Tod ihn einholt und den Unterſchied zunichte macht. — Wenn Krankheit der tägliche Gaſt wird und die Zeit hingeht, der Freude Zeit, wenn ſelbſt die Nächſten des Leidenden müde werden und manch ein ungeduldiges Wort verwundet, wenn der Leidende ſelbſt fühlt, daß ſeine Gegenwart nur ſtörend iſt für die Frohen, wenn er ferne ſitzen muß, fern vom Tanz: da ſoll es lindern, zu bedenken, daß der Tod doch auch ihn einlädt zum Tanz und daß in dieſem Tanz alle gleich werden.

Jedoch das iſt Stimmung; und eigentlich iſt es Feigheit, die durch eine Fälſchung in dichteriſcher Geſtalt ſich beſſer dünken will, wiewohl ſie doch im Weſen ebenſo erbärmlich iſt. Denn wenn der Einfältige vielleicht nicht imſtand iſt, dieſe Art Stimmung zu faſſen, — iſt dieſe Vornehmheit denn an und für ſich ein entſcheidender Wert, iſt ſie nicht entſcheidend nur, weil ſie die Verantwortung größer macht?! Es iſt der Schwermut feige Luſt, ſich im Leeren betäuben zu wollen und in dieſer Betäubung die letzte Zerſtreuung zu ſuchen; es iſt Neid im Aufruhr gegen Gott Schaden an ſeiner Seele nehmen zu wollen, verwundet von der Verſchiedenheit; es iſt Selbſtbezichtigung, ohnmächtig haſſen zu

wollen, die verrät, daß man bloß der Macht ermangelt, da man den fürchterlichen Mißbrauch mit der Ohnmacht treibt; es ist ein verächtlicher Weg zu unbefugter Klage über das Leben, daß man bloß wünschen will, und dann klagen, weil man nicht wurde was man sich wünschte, niemals zu anderem tauglich werden als zum Wünschen, und endlich jämmerlich genug alles weg zu wünschen: es ist selbstplagerische Ausdauer des Ueberwundenen, nichts Höheres verstehen zu wollen als den Streit zwischen Mein und Dein und beider Untergang; es ist eine noch furchtbarere Krankheit, nicht fassen zu wollen, was für einen Arzt der Kranke nötig hat. Wahrlich, ist es feige und wollüstige Weichlichkeit, nicht einmal im Gedanken den begünstigenden Unterschied aufgeben zu können und sein Leben in ihm verloren zu haben, so ist es ein aufgeschminkter Mut, der sich an der Vorstellung von der Gleichheit des Todes versuchen will, wenn doch derselbe Mensch unter des Lebens Unterschieden seufzt und stöhnt.

Und wenn das wirklich die Meinung eines Menschen wäre — sollte es nicht der Widerspruch sein, daß er noch lebte, der das Lockmutel zu dem vermessenen Wagestück war, sich so trösten zu wollen mit der Gleichheit des Todes; ob wohl seine Vorstellung vom Tode Stich hielt im Tode selbst, dann also, wenn die Lust des Denkens nicht mehr die Leidenschaft reizte? Der Tote hat ja den Unterschied vergessen; und wenn er auch ein ganzes Leben hindurch sich vornahm, seiner zu gedenken, um die Freude zu haben, ihn einem andern im Tode genommen zu sehen, im Tod ist ja dieser Gedanke nicht bei ihm, selbst wenn wir einen Augenblick die Verantwortung vergessen wollen, die auf ihn wartet. Es ist die Lüge und der Betrug in

dem vermeſſenen Trotz, der ſich mit dem Tod verſchwören will gegen das Leben. Es wird vergeſſen, daß der Tod der Stärkere iſt, vergeſſen, daß er ohne Vorliebe iſt, daß er keinen Bund ſchließt mit irgend einem, ſo daß dieſer im Tod einen Freipaß bekäme und Zeit und Gelegenheit, die Luſt der Vernichtung zu genießen. Nur wenn des Lebenden Vorſtellung wie im Märchen umgeht im ſtillen Reich der Toten, wie eine Gaukllerin der Tod ſelber iſt, und vor ſich ſelbſt verſchwindet im Tod; nur wenn des Lebenden Vorſtellung den Tod nachäfft, den Beneideten zum Stelldichein lädt, ihn all ſeiner Herrlichkeit entkleidet und ſich an ſeiner Ohnmacht weidet; nur wenn die Vorſtellung zwiſchen den Gräbern umgeht, vermeſſen den Spaten in die Erde ſenkt und den Frieden der Toten kränkt mit der Luſt ihres Trotzes, daß des einen Entſeelten Leichnam ausſehe genau wie der des Andern — nur dann iſt es Linderung.

Aber all dies iſt nicht Ernſt; und iſt ſein Weſen auch noch ſo finſter, und iſt die Luſt auch noch ſo düſter, deshalb iſt es doch nicht Ernſt. Denn der Ernſt ſpielt nicht Verſteck, ſondern iſt verſöhnt mit dem Leben und weiß den Tod zu fürchten.

Der Ernſt verſteht nun dasſelbe vom Tod, aber er verſteht es anders. Er verſteht, daß der Tod alle gleich macht; und das hat er ſchon lange verſtanden, weil der Ernſt gelernt hat vor Gott die Gleichheit zu ſuchen, in der alle gleich ſein können. Und in dieſem Streben entdeckt der Ernſte einen Unterſchied, den ſeiner ſelbſt nämlich von dem Ziel, das ihm geſetzt iſt, und entdeckt, daß am allerfernſten von dieſem Ziel ein Zuſtand wäre, wie ihn die Gleichheit des Todes ausdrückt. Aber jedes Mal, wenn die irdiſche Verſchiedenheit ihn verſuchen will, aufhalten will,

tritt der ernſte Gedanke von des Todes Gleichheit dazwiſchen und feuert ihn wieder an. Wie kein böſer Geiſt den heiligen Namen nennen darf, ſo ſchaudert jeder gute Geiſt vor dem Leeren, vor der Gleichheit der Vernichtung, und dieſer Schauder, der ſchöpferiſch iſt im Leben der Natur, iſt anfeuernd im Leben des Geiſtes. Wie oft lehrte nicht ſchon die Gleichheit der Vernichtung, wenn der Tod zu einem Menſchen kam, dieſen ſich die ſchwerſte Verſchiedenheit zurückzuwünſchen, die letzte Bedingung wünſchenswert zu finden, nun da des Todes Bedingung die einzige war! Und ſo hat des Todes ernſter Gedanke den Lebenden gelehrt, die ſchwerſte Verſchiedenheit mit der Gleichheit vor Gott zu durchdringen. Und kein Vergleich hat die vorwärtstreibende Macht, und gibt dem Haſtenden ſo ſicher die wahre Richtung, wie wenn der Lebende ſich vergleicht mit der Gleichheit des Todes. Und iſt von allen Vergleichen der der eitelſte, wenn ein Menſch jeden andern verſchmäht um ſich mit ſich ſelbſt in Selbſtzufriedenheit zu vergleichen, ja ſtand vielleicht nie ein eitles Weib ſo eitel vor der Bewunderung ſeiner Umgebung, wie da es einſam vor dem Spiegel ſtand: o, ſo iſt kein Vergleich ſo ernſt wie der eines Menſchen, welcher einſam ſich mit der Gleichheit des Todes verglich. Einſam; denn das iſt es ja wozu ihn die Gleichheit des Todes macht, wenn das Grab geſchloſſen iſt, wenn die Türe geſchloſſen iſt vor dem Friedhof, wenn die Nacht herniederfällt, und er einſam liegt fern von aller Teilnahme, unkenntlich, in der Geſtalt, die nur Grauen wecken kann, einſam draußen, wo der Toten Menge nicht eine Geſellſchaft bildet. Der Tod hat vermocht, Throne umzuſtürzen und Fürſtentümer, aber der ernſte Gedanke des Todes hat das ebenſo Große vollbracht: hat

dem Ernſten geholfen, der meiſt begünſtigten Verſchiedenheit die demütige Gleichheit vor Gott zu unterlegen und hat ihm geholfen, ſich emporzuheben über die ſchwerſte niederdrückendſte Verſchiedenheit durch die demütige Gleichheit vor Gott.

Und wenn eines Menſchen Seele irre geht in der Begünſtigung und wenn er kaum ſich ſelber wiedererkennen kann vor Herrlichkeit, da macht der ernſte Gedanke von des Todes Gleichheit ihn auf eine andere Weiſe unkenntlich, und er lernt ſich ſelber erkennen und erkannt ſein zu wollen vor Gott. Oder wenn ſeine Seele ſeufzt in der ſchweren Beſchränkung der Leiden, der Widerwärtigkeiten, der Kränkungen, der Schwermut, ach, und es ſcheint ihm, daß die Beſchränkung lebenslänglich ſein werde, wenn auch der Verſucher kommt in ſein Haus, er, der Verſucher, den man in ſeinem eigenen Innern hat, und der betrügeriſch Grüße von Andern bringt und wenn der ihm erſt der Andern Glück vorgaukelt bis er mißmutig wird und jener ihn nun aufzurichten verſpricht: da gebe er ſich ihm nicht hin in Stimmung. Er ſage: ſolches iſt Aufruhr gegen Gott und eine Feindſchaft wider mich ſelber; und dann ſage er: ich will den ernſten Gedanken des Todes anrufen. Und der hilft ihm, die Verſchiedenheit zu überwinden, die Gleichheit vor Gott zu finden, dieſe Gleichheit ausdrücken zu wollen. Denn des Todes Gleichheit iſt furchtbar dadurch, daß nichts ihr widerſtehen kann (wie troſtlos!). Aber die Gleichheit vor Gott iſt ſelig dadurch, daß nichts ſie verhindern kann, wenn der Menſch nicht ſelbſt es will. Und iſt dann die Verſchiedenheit des Lebens ſo groß? Denn er nehme den Frohen, er laſſe ihn ſich freuen über ſein Glück, wenn er, der Unglückliche, ſich wieder freute über Jenes Glück, da waren ſie

ja beide froh! Er nehme den Ausgezeichneten, er laſſe ihn ſich freuen über ſeinen Vorzug, wenn er, der Gekränkte, die Beleidigung vergeſſen hatte, und nun das Vorzügliche an jenem ſah, war der Unterſchied ſo groß? Er nehme den Jüngling, er laſſe ihn vorwärts eilen mit der Zuverſicht der Hoffnung, wenn er, wiewohl enttäuſcht vom Leben, vielleicht ſogar im Geheimen ihn unterſtützte, war da der Unterſchied ſo groß? Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht, ſie ſind es ja, die den Unterſchied ausmachen, aber wenn der Unterſchied nur der war, daß des Einen Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht eine Freilandspflanze war, des Andern eine Grabesblume, gehegt in der Selbſtverleugnung geheiligter Erde: iſt der Unterſchied ſo groß? Sie ſind ja beide glücklich und geehrt und reich und ſchön und mächtig! Wie ſchwer auch der Unterſchied war, der ernſte Gedanke an die Gleichheit des Todes half doch wie eine ſtrenge Erziehung dazu, allen weltlichen Vergleich zu verſchmähen, die Vernichtung als das noch Schrecklichere zu verſtehen und die Gleichheit vor Gott ſuchen zu wollen.

Des Todes Gleichheit bekam nicht Macht, ihn mit ihren Zaubermitteln zu verlocken; es iſt ja auch keine Zeit dazu. Denn wie die Entſcheidung des Todes unbeſtimmbar iſt durch die Gleichheit, ſo iſt ſie ebenſo unbeſtimmbar durch die Ungleichheit. Wer hat nicht oft die Rede gehört, daß der Tod keinen Unterſchied macht, daß er nicht Stand und nicht Alter kennt; wer hat es nicht ſelbſt oft überlegt, wenn er die verſchiedenſten Verhältniſſe der Lebenden nannte und nun den Tod in ein Verhältnis zu ihnen denken wollte, daß er dieſes ſo beſtimmen mußte, daß der Tod ſeine Beute ebenſo gut hier wie dort ſuchen könne —, ebenſo

gut, weil keine Rückſicht genommen wird, während aller Unterſchied gerade darin liegt, daß man Rückſicht nimmt. So iſt er unbeſtimmbar durch ſeine Ungleichheit. Er eilt dem Leben faſt voraus und das Kind wird totgeboren, er läßt den Greis warten von Jahr zu Jahr; glaubt man ſich in Frieden und Sicherheit, ſo ſteht er über Einem, und in der Lebensgefahr ſucht man ihn zuweilen vergebens, während er den findet, der ſich abſeits verſteckt; wenn die Käſten voll ſind und Vorrat iſt für ein ganzes Leben, kommt der Tod und fordert des Reichen Seele, wenn Mangel iſt, bleibt er weg; wenn der Hungrige bekümmert ſorgt, was er morgen eſſen werde, kommt der Tod und nimmt die Nahrungsſorgen von ihm, wenn der Lüſterne im Ueberdruß ſich darum kümmert, was er morgen eſſen ſoll, kommt richtend der Tod und macht die Bekümmerung überflüſſig.

So iſt der Tod unbeſtimmbar: das einzige Gewiſſe, und das Einzige, worüber nichts gewiß iſt. Dieſe Vorſtellung lockt den Gedanken hinaus in den Wechſel des Unbeſtimmbaren, um ſich in dieſem Schaudern zu verſuchen wie in einem Spiel, um dieſes wunderliche Rätſel zu erraten, um ſich in der Plötzlichkeit unerklärliches Verſchwinden und unerklärliches Hervorbrechen zu verſenken. Es ſoll lindernd ſein über dieſen Treff nachzudenken, dieſes Gleich und Ungleich, dieſes geahnte Geſetz im Geſetzloſen, das iſt und das nicht iſt, ſich zu allem Lebenden verhält, aber unbeſtimmbar iſt in jedem ſeinem Verhältnis. Wenn die Seele müde wird des Zwangs und der Gebundenheit, des beſtimmbaren und wieder beſtimmbaren, knappen, täglichen Maßes, und des Bewußtſeins davon, daß mehr und mehr verſäumt wird; wenn die Willenskraft ausgedient hat, und der Markloſe wie Zunder wird; wenn die Neugierde, des Lebens müde,

eine reichere Aufgabe ſucht für die Neugierde: da ſoll es unterhaltend ſein, die Unbeſtimmbarkeit des Todes zu bedenken, und lindernd, ſich mit dieſem Gedanken vertraut zu machen. Nun verwundert man ſich über einen Todesfall, nun über einen andern, nun redet man ſich wirr in allgemeinen Ausdrücken von dem, was ſich der allgemeinen Beſtimmung entzieht, nun iſt man in einer Stimmung, nun in einer andern, nun wehmütig, nun unerſchrocken, nun ſpottend, nun knüpft man den Tod an den glücklichſten Augenblick als das größte Glück, nun als das größte Unglück, nun wünſcht man ſich einen raſchen Tod, nun einen langſamen, nun zankt man ſich müde, welcher Tod doch der wünſchenswerteſte ſei, nun wird man überdrüſſig der ganzen Ueberlegung, vergißt den Tod, bis das Rad der Betrachtung wieder in Bewegung geſetzt wird und man der Betrachtung Einzelheiten zuſammenſchart in neuen Verbindungen zu neuem Staunen — ach ja, bis der Gedanke an den eigenen Tod im Nebel verdunſtet vor den Augen, und das Gedenken des eigenen Todes für das Ohr zum unbeſtimmten Brauſen wird. Dies iſt die Linderung der Vertrautheit in der Betrachtung des Abgeſtumpften, daß es nun einmal ſo iſt, in der erhebenden unperſönlichen Vergeßlichkeit, die ſich ſelbſt vergißt über dem Ganzen, oder beſſer ſich ſelber in Gedankenloſigkeit, wodurch der eigene Tod ein ſchnurriger Zufall wird unter den mannigfachen unberechenbaren Zufällen, und die Langeweile eine Vorbereitung, die des eigenen Todes Uebergang milde macht.

Aber ſelbſt wenn ein ſolches Leben das Wunder des Todes bedenkend alle möglichen Stimmungen durchliefe, iſt die Betrachtung deshalb Ernſt? Endet der Stimmungen Weitläufigkeit immer im Ernſt, ſollte der Beginn des Ernſtes

nicht eher ſein, jene Weitläufigkeit zu verhindern, in welcher der Betrachtende ſein Leben verſäumt und dem gleich wird, der dem Spiel verfällt, wenn er grübelt und grübelt und von den Zahlen träumt in der Nacht, anſtatt zu arbeiten am Tag! Der, welcher den Tod ſo betrachtet, iſt ein Betäubter in Hinſicht auf ſein geiſtiges Leben; er ſchwächt ſein Bewußtſein, ſo daß es den ernſten Eindruck des Unerklärlichen nicht aushalten kann und nicht im Ernſt ſich unter den Eindruck beugt, aber dann auch das Rätſel bezwingt. Ja gewiß iſt der Tod ein wunderbares Rätſel, aber nur der Ernſt kann es beſtimmen. Woher kommt wohl jene Verwirrung der Gedankenloſigkeit, wenn nicht daher, daß der Gedanke des Einzelnen ſich betrachtend hinauswagt in das Leben, das ganze Daſein überſchauen will, jenes Spiel der Kräfte, das nur Gott im Himmel ruhig betrachten kann, weil er in ſeiner Vorſehung es beherrſcht mit ſeinem weiſen und allgegenwärtigen Willen, das aber den Geiſt eines Menſchen ſchwächt, ihn ſchwachſinnig macht, ihm unzeitige Sorge bereitet, und mit traurigem Troſt ſtärkt. Unzeitige Sorge nämlich in Stimmung, weil er ſich um ſo vieles bekümmert, traurigen Troſt nämlich in Abſpannung und Schlaffheit, wenn ſeine Betrachtung ſo viele Eingänge und Ausgänge hat, daß ſie ſchließlich ein Irrweg wird. Und wenn dann der Tod kommt, betrügt er doch den Betrachter, weil alle Betrachtung der Erklärung nicht um einen Schritt näher kam, ſondern ihn nur um das Leben betrog.

Der Ernſt verſteht dasſelbe vom Tod, daß er unbeſtimmbar iſt durch die Ungleichheit, daß kein Alter, kein Umſtand, und kein Lebensverhältnis vor ihm ſicher machen, aber danach verſteht der Ernſte es anders und verſteht ſich ſelber. Sieh, die Axt liegt ſchon an der Wurzel des Baumes, jeder Baum,

der nicht gute Frucht trägt, ſoll umgehauen werden — nein, jeder Baum ſoll umgehauen werden, auch der, welcher gute Frucht trägt. Das Gewiſſe iſt, daß die Axt an der Wurzel des Baumes liegt; und wenn einer auch nicht bemerkt, daß der Tod über ſein Grab geht und daß die Axt ſich bewegt, die Ungewißheit iſt doch in jedem Augenblick da, das Ungewiſſe, wann der Hieb fällt — und der Baum. Aber wenn er gefallen iſt, da iſt es entſchieden —, ob der Baum gute Frucht trug oder ſchlechte Frucht.

Der Ernſte betrachtet ſich ſelber; iſt er jung, da lehrt ihn der Gedanke an den Tod, daß hier ein junger Menſch ſeine Beute wird, wenn er heute kommt, aber er ſchwatzt nicht in allgemeinen Redensarten von der Jugend als der Beute des Todes. Der Ernſte betrachtet ſich ſelber, er weiß alſo, wie der beſchaffen iſt, der hier die Beute des Todes werden würde, wenn er heute käme; er bedenkt ſein eigenes Tun und weiß alſo, welches Tun hier abgebrochen würde, wenn der Tod heute käme. So hört das Spiel auf, ſo iſt das Rätſel beſtimmt. Die allgemeine Betrachtung des Todes verwirrt nur den Gedanken, ebenſo wie wenn man im Abſtrakten erfahren will. Die Gewißheit des Todes iſt der Ernſt, ſeine Ungewißheit iſt die Unterweiſung, die Einübung des Ernſtes; der Ernſte iſt der, welcher durch die Ungewißheit erzogen wird zum Ernſt, kraft der Gewißheit. Wie lernt ein Menſch Ernſt? Vielleicht dadurch, daß ein Ernſter ihm etwas vorſagt, daß er dies nun lernen könnte? Keineswegs. Der Lernende bekümmert ſich (denn ohne Bekümmerung kein Lernender) um den einen oder andern Gegenſtand mit ſeiner ganzen Seele; und die Gewißheit des Todes iſt ja ein Gegenſtand der Bekümmerung. Nun wendet ſich der Bekümmerte an den Lehrer des Ernſtes; und das

iſt ja der Tod, nicht ein Schreckbild, außer für die Einbildung. Der Lernende will nun dieſes oder jenes, er will es ſo machen und unter dieſen Vorausſetzungen: „und nicht wahr, ſo glückt es.“ Aber der Ernſte antwortet gar nichts, und endlich ſagt er, doch ohne zu ſpotten, mit der Ruhe des Ernſtes: „ja, das iſt möglich.“ Der Lernende wird bereits etwas ungeduldig; er entwirft einen neuen Plan, verändert die Vorausſetzungen, und ſchließt ſeine Rede auf eine noch eindringlichere Weiſe. Aber der Ernſte ſchweigt, ſieht ruhig auf ihn und ſagt endlich: „ja, das iſt möglich.“ Nun wird der Lernende leidenſchaftlich, er greift zu Bitten, oder wenn er ſo ausgerüſtet iſt, zu hinterliſtigen Gedankenwendungen, ja, er beleidigt vielleicht ſogar den Ernſten, und wird ſelbſt ganz verwirrt, und alles ſcheint Verwirrung um ihn; aber da er mit dieſen Waffen und in dieſem Zuſtand auf den Ernſten einſtürmt, muß er deſſen unveränderten, ruhigen Blick aushalten und ſich in ſein Schweigen finden, denn der Ernſte ſieht bloß auf ihn und ſagt endlich: „ja, das iſt möglich.“ So mit dem Tod. Die Gewißheit iſt das Unveränderliche, und die Ungewißheit iſt das kurze Wort: es iſt möglich; und jede Bedingung, die des Todes Gewißheit zu einer bedingten Gewißheit für den Wünſchenden machen will, jede Uebereinkunft, die des Todes Gewißheit zu einer bedingten Gewißheit für den Beſchließenden machen will, jede Abrede, die des Todes Gewißheit nach Zeit und Stunde für den Handelnden beſtimmen will, jede Bedingung, jede Uebereinkunft, jede Abrede ſcheitern an dieſem Wort; und alle Leidenſchaftlichkeit und alle Schlauheit und allen Trotz macht dieſes Wort ohnmächtig, bis der Lernende in ſich ſelber geht. Aber darin liegt der Ernſt, und dazu wollten die Gewißheit und die Ungewißheit dem Lernenden

verhelfen. Bekommt die Gewißheit das Recht dazuſtehen für was ſie gerade kann, für eine allgemeine Ueberſchrift über das Leben, nicht wie es mit Hilfe der Ungewißheit geſchieht, wie die Aufforderung zur Anwendung auf das Einzelne und Tägliche, ſo wird der Ernſt nicht gelernt. Die Ungewißheit tritt hinzu und zeigt beſtändig, wie der Lehrer auf den Gegenſtand der Lehre, und ſagt zu dem Lernenden: gib wohl acht auf die Gewißheit: ſo entſteht der Ernſt. Und kein Lehrer vermag ſo den Schüler zu lehren acht zu geben auf das, was geſagt wird, wie die Ungewißheit des Todes, wenn ſie auf des Todes Gewißheit zeigt; und kein Lehrer vermag ſo des Schülers Gedanken geſammelt zu halten auf der Unterweiſung einzigen Gegenſtand, wie der Gedanke von der Ungewißheit des Todes, wenn er den Gedanken an des Todes Gewißheit einübt.

Die Gewißheit des Todes beſtimmt den Lernenden ein-für allemal im Ernſt, aber des Todes Ungewißheit iſt die tägliche, oder doch die häufige, oder doch die nötige Aufſicht, die über dem Ernſte wacht: erſt das iſt Ernſt. Und keine Aufſicht iſt ſo genau, nicht des Vaters über das Kind, nicht des Lehrers über den Schüler, ja nicht des Gefangenenwärters über den Gefangenen; und keine Aufſicht ſo veredelnd wie die Ungewißheit des Todes, wenn ſie die Anwendung der Zeit und die Beſchaffenheit des Tuns prüft, des Beſchließenden oder des Handelnden, des Jünglings oder des Greiſes, des Mannes oder des Weibes. Denn mit Rückſicht auf wohl angewandte Zeit iſt es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht weſentlich, ob die Zeit lang oder kurz war; und mit Rückſicht auf das weſentliche Tun iſt es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht weſentlich, ob es fertig oder nur begonnen wurde. Mit

Rückſicht auf das Zufällige iſt die Länge der Zeit beſtimmend, wie, um das Glück zu nennen: das Ende erſt entſcheidet, ob einer glücklich geweſen iſt. Im Verhältnis zur zufälligen Tat, die im Aeußeren iſt, iſt es weſentlich, daß das Werk fertig wird. Aber die weſentliche Tat wird nicht weſentlich durch die Zeit und das Aeußere beſtimmt, inſoweit der Tod der Abbruch iſt. So wird der Ernſt der, jeden Tag zu leben, als wäre er der letzte und zugleich der erſte in einem langen Leben; und die Tat zu wählen, die nicht davon abhängig iſt, ob ein Menſchenalter vergönnt wird, ſie gut zu vollenden, oder nur eine kurze Zeit, ſie gut begonnen zu haben.

Endlich muß man von der Entſcheidung des Todes ſagen, daß ſie *unerklärlich* iſt. Ob nämlich die Menſchen eine Erklärung finden — der Tod ſelbſt erklärt nichts. Denn wenn einer ihn mit dem Auge erblicken könnte, den bleichen, freudeloſen Schnitter, wie er müßig ſteht, ſich ſtützend auf die Senſe, und er zu ihm hingehen wollte, es ſei nun, daß er meinte, ſein Ueberdruß am Leben müßte ihn bei ihm einſchmeicheln oder ſeine brennende Sehnſucht nach dem Ewigen könnte ihn rühren, wenn er ihm die Hand auf die Schulter legte und ſagte: erkläre dich, bloß ein Wort — glaubſt du, er antwortete? Ich denke, er merkte es nicht einmal, daß einer ihm die Hand auf die Schulter legte und zu ihm redete. Oder wenn der Tod käme, ach, ſo gelegen, ach, wie der größte Wohltäter, wie ein Retter, wenn er käme und einen Menſchen davor rettete ſich die Schuld zuzuziehen, die nicht bereut wird im Leben, weil die Schuld ein Ende macht dem Leben; wenn jener Unglückliche dem Tode danken wollte, daß er ihm das Geſuchte brachte und ihn hinderte ſchuldig zu werden, glaubt einer,

er verstände ihn? Ich denke, er hörte nicht einmal ein Wort von dem, was er sagte; denn er erklärt nichts. Ob er als die größte Wohltat kommt oder als das größte Unglück, ob er mit Jubel begrüßt wird oder mit verzweifeltem Widerstand, davon weiß der Tod nichts, er ist der Uebergang; vom Verhältnis weiß er nichts, gar nichts.

Diese Unerklärlichkeit drängt ja nach einer Erklärung. Aber darin liegt der Ernst, daß die Erklärung nicht den Tod erklärt, sondern offenbart, wie der Erklärende in seinem innersten Wesen beschaffen ist. Ernste Mahnung, langsam zu sein im Reden! Muß man auch lächeln, wenn man sieht, wie die Gedankenlosigkeit mit der Hand den grübelnden Kopf stützt, der die Erklärung ergründen soll; muß man auch wieder lächeln, wenn der Denker dann herausrückt mit seiner Erklärung; oder wenn, wie auf ein allgemeines Aufgebot selbst die leichtfertigsten Denker im Vorübergehen mit einem Einfall bereit sind, mit einer Bemerkung als Erklärung, die seltene Gelegenheit benützend, da ja für alle der Tod ein unerklärliches Rätsel ist: ach, der richtende Ernst über solches Benehmen ist, daß der Erklärende sich selber angibt, verrät, wie gedankenlos, wie töricht sein Leben ist. Deshalb ist Zurückhaltung mit der Erklärung bereits ein Zeichen von etwas Ernst, der doch versteht, daß der Tod, gerade weil er Nichts ist, nicht so etwas ist, wie eine wunderliche Inschrift, die jeder Vorübergehende suchen und lesen soll, oder wie eine Merkwürdigkeit, welche jeder gesehen haben, worüber jeder eine Meinung haben muß. Das Entscheidende bei der Erklärung, das, was verhindert, daß das Nichts des Todes nicht die Erklärung zu nichts mache, ist, daß sie rückwirkende Kraft und dadurch Wirklichkeit im Leben des Lebendigen bekommt, so daß ihm der

Tod zum Lehrer wird und nicht verräterisch ihm zu einer Selbstbezichtigung hilft, die den Erklärer angibt als einen Toren.

Als das Unerklärliche kann ja der Tod scheinen Alles und Nichts zu sein, und die Erklärung scheint zu sein, dieses in einem Wort auszusagen. Eine solche Erklärung gibt ein Leben an, das sich begnügend mit dem Gegenwärtigen gegen den Einfluß des Todes sich wehrt durch eine Stimmung, die sie im Gleichgewicht der Unentschiedenheit hält. Der Tod bekommt nicht Macht, ein solches Leben zu stören, erhält wohl Einfluß, aber nicht rückwirkende Kraft ein solches Leben umzubilden. Die Erklärung wechselt nicht in verschiedenen Stimmungen, aber der Tod wird in jedem Augenblick außerhalb des Lebens in das Gleichgewicht der Unentschiedenheit geführt, das ihn im Abstand hält. Und der höchste Mut des Heidentums war es, wenn der Weise (dessen Ernst gerade darin seinen Ausdruck fand, daß er sich mit der Erklärung nicht beeilte) mit dem Gedanken des Todes so zu leben vermochte, daß er diesen Gedanken jeden Augenblick in seinem Leben durch die Unentschiedenheit überwand. Das irdische Leben wird hier ausgelebt, der Weise weiß, daß der Tod da ist, er vergißt nicht in Gedankenlosigkeit, daß er da ist, er begegnet sich mit ihm im Gedanken, er entwaffnet ihn zur Ohnmacht in der Unbestimmbarkeit, und das ist sein Sieg über den Tod; aber der Tod kommt nicht dazu, das Leben umschaffend zu durchdringen.

Als das Unerklärliche könnte der Tod scheinen das höchste Glück zu sein. Eine solche Erklärung verrät ein Leben in Kindlichkeit, die Erklärung ist wie deren letzte Frucht: der Aberglaube. Der Erklärende hatte des Kindes und des Jünglings Vorstellung vom Behaglichen und vom Unbehag-

lichen, aber das Leben ging hin, er ſah ſich betrogen, er ward älter an Jahren, nicht an Sinn, er griff nichts Ewiges; da ſammelte ſich die Kindlichkeit in ihm zu einer überſpannten Vorſtellung, daß der Tod kommen und alles in Erfüllung gehen laſſen würde; der Tod wurde nun der begehrte Freund, der Geliebte, der reiche Wohltäter, der alles zu verſchenken hatte, deſſen Erfüllung der Kindliche vergebens im Leben geſucht hatte. Zuweilen wird leichtſinnig oder dummdreiſt von dieſem Glück geredet, zuweilen wehmütig, zuweilen drängt der Erklärende ſich ſogar laut vor mit ſeiner Erklärung und will anderen helfen; aber ſie verrät nur, wie der Erklärende in ſeinem Innern beſchaffen iſt, daß er nicht des Ernſtes Rückwirkung vernahm, ſondern kindlich vorwärts haſtet, kindlich auf den Tod hofft, als hoffte er aufs Leben.

Als das Unerklärliche kann der Tod ſcheinen das größte Unglück zu ſein. Aber dieſe Erklärung gibt an, daß der Erklärende feig am Leben hängt, feig vielleicht an deſſen Begünſtigung, feig vielleicht an deſſen Leiden, ſo daß er das Leben fürchtet, aber den Tod noch mehr. Rückwirkende Kraft bekommt der Tod nicht, das will ſagen nicht in Kraft der Auffaſſung, denn ſonſt wirkt er wohl zurück, dem Einen des Glückes Begünſtigung freudelos, dem Andern irdiſches Leiden hoffnungslos zu machen.

So hat die Erklärung auch andere bezeichnende Namen gebraucht, ſie hat den Tod genannt: einen Uebergang, eine Verwandlung, ein Leiden, einen Streit, den letzten Streit, eine Strafe, der Sünde Sold. Jede dieſer Erklärungen enthält eine ganze Lebensanſchauung. O, ernſte Aufforderung an den Erklärenden! Leicht iſt es ſie alle auswendig herzuſagen, leicht den Tod zu erklären, wenn es keine Ueber-

windung koſtet, nicht verſtehen zu wollen, daß die Rede darum geht, wie die Erklärung rückwirkende Kraft im Leben bekomme. Warum will man doch den Tod zu einem Spott über ſich verwandeln; denn der Tod drängt ja nicht nach Erklärung, er hat gewiß niemals einem Denker zugemutet, ihm darin behülflich zu ſein. Aber der Lebende drängt nach Erklärung, und warum? Um danach zu leben.

Wenn einer z. B. meint, daß der Tod eine Verwandlung ſei, ſo kann das ja ganz richtig ſein, aber geſetzt nun, des Todes Ungewißheit, die wie der Lehrer umhergeht und alle Augenblicke nachſieht, ob der Schüler aufmerkſam iſt, geſetzt nun: ſie entdeckte, daß des Erklärenden Meinung ungefähr dieſe ſei: ich habe ein langes Leben vor mir, 30 Jahre, ja vielleicht 40, und dann kommt einmal der Tod wie eine Verwandlung; was möchte wohl der Lehrer denken von dieſem Schüler, der nicht einmal beim Tod die Beſtimmung der Ungewißheit erfaßt hatte? Und wenn einer meint, daß der Tod eine Verwandlung ſei, die einmal eintrete, und er, nicht ungleich einem Spieler, dies wie eine Begebenheit erwartet, die ſich einmal ereignen wird, — was würde wohl der Lehrer denken von dieſem Schüler, der nicht einmal darauf aufmerkſam war, daß es mit der Entſcheidung des Todes vorbei iſt, und daß alſo die Verwandlung nicht in die gleiche Reihe mit den übrigen Begebenheiten treten kann als eine neue Begebenheit, weil im Tod abgeſchloſſen iſt.

Man kann eine Meinung haben über ferne Begebenheiten, über einen Naturgegenſtand, über die Natur, über gelehrte Schriften, über einen anderen Menſchen, und ſo über vieles Andere, und wenn man dieſe Meinung äußert, kann der Weiſe entſcheiden, ob ſie richtig iſt oder unrichtig. Dagegen bemüht keiner den Meinenden damit, die andere Seite

der Wahrheit zu betrachten, ob man nun wirklich die Meinung hat, ob ſie nicht etwas iſt, was man bloß herſagt. Und doch iſt dieſe andere Seite ebenſo wichtig, denn nicht der allein iſt ja geiſteskrank, der das Sinnloſe ſagt, ſondern ebenſo ſehr der, welcher eine richtige Meinung ſagt, wenn dieſe ganz und gar keine Bedeutung für ihn hat. Der eine Menſch erweiſt dem andern das Vertrauen, die Anerkennung, anzunehmen, daß es ſeine Meinung ſei, wenn er ſie ſagt. Ach, und doch iſt es ſo leicht, ſo ſehr leicht, eine wahre Meinung zu bekommen, ach, und doch iſt es ſo ſchwer, ſo ſehr ſchwer, eine Meinung zu haben und ſie in Wahrheit zu haben. Da nun der Tod der Gegenſtand des Ernſtes iſt, ſo iſt der Ernſt hier wieder: daß man den Tod betreffend gerade nicht ſich beeilen ſoll eine Meinung zu erlangen. Des Todes Ungewißheit nimmt ſich ja beſtändig in allem Ernſt die Freiheit, nachzuſehen, ob der Meinende wirklich dieſe Meinung hat, das heißt, ob ſein Leben ſie ausdrückt. Im Verhältnis zu anderem kann man eine Meinung äußern, und wenn dann gefordert wird, daß man handeln ſoll in Kraft dieſer Meinung, alſo zeigen, daß man ſie hat, ſo ſind unzählige Ausflüchte möglich. Aber die Ungewißheit des Todes iſt des Schülers ſtrenger Abhörer; und wenn der nun die Erklärung herſagt, ſo ſagt die Ungewißheit zu ihm: gut, ich werde unterſuchen, ob es deine Meinung iſt, denn jetzt, jetzt in dieſem Augenblick iſt es vorbei für dich, vorbei, da iſt kein Gedanke an Ausflucht, nicht ein Buchſtabe hinzuzufügen, ſo bekomme ich zu ſehen, ob du wirklich meinteſt, was du über mich ſagteſt. Ach, alles leere Erklären und aller Wortſchwall und alles Ausmalen und alles Zuſammenfügen früherer Erklärungen, um eine noch ſinnreichere zu finden, und alle Bewunderung dafür und alle Mühe damit:

all dies iſt nur Zerſtreuung und Geiſtesabweſenheit in Gedankenferne — was wohl die Ungewißheit des Todes davon denken mag?

Deshalb ſoll ſich die Rede jeder Erklärung enthalten; wie der Tod das letzte iſt von allem, ſo ſoll dies das letzte ſein, was über ihn geſagt wird: er iſt unerklärlich. Die Unerklärlichkeit iſt die Grenze, und die Bedeutung der Ausſage nur die, dem Gedanken des Todes rückwirkende Kraft zu geben, ihn zur vorwärtstreibenden Kraft im Leben zu machen, weil es mit der Entſcheidung des Todes vorbei iſt, und weil die Ungewißheit des Todes in jedem Augenblick nachſieht. Die Unerklärlichkeit iſt deshalb nicht eine Aufforderung Rätſel zu raten, eine Einladung ſinnreich zu ſein, ſondern des Todes ernſte Mahnung an den Lebenden iſt: ich brauche keine Erklärung, bedenke du, daß es in dieſer Entſcheidung vorbei iſt, und daß ſie jeden Augenblick da ſein kann; ſieh, das zu bedenken iſt wohl der Mühe wert für dich.

Vielleicht ſcheint es einem, daß er aus dieſer Rede nur wenig zu wiſſen bekomme; er weiß vielleicht ſelbſt viel mehr, und doch ſoll ſie nicht vergebens geweſen ſein, wenn die Vorſtellung von der Ungewißheit des Todes ihm Anlaß war, daß er ſich ſelbſt daran erinnerte, daß viel zu wiſſen nicht unbedingt gut iſt. Vielleicht ſcheint es ihm, daß der Gedanke an den Tod nur furchtbar geworden iſt, und daß er doch auch eine mildere, eine freundlichere Seite für die Betrachtung habe, daß des müden Arbeiters Sehnſucht nach Ruhe, des müden Wanderers Haſten nach dem Ausgang, des Bekümmerten Vertröſtung auf des Todes ſchmerzſtillenden Schlaf, des Mißverſtandenen ſchwermütiger

Drang im Frieden zu ſchlummern, auch eine ſchöne und eine berechtigte Erklärung des Todes ſei. Unleugbar! Aber ſie wird nicht auswendig gelernt, ſie wird nicht gelernt, indem man ſie nachlieſt, ſie wird langſam erworben, und wohl erſt erworben von dem, der ſich müde arbeitete im guten Handeln, der ſich müde wanderte auf dem rechten Weg, der bekümmert war für eine gerechte Sache, der mißverſtanden ward in einem edeln Streben —, erſt ſo wohl erworben iſt ſie an ihrer rechten Stelle und eine berechtigte Rede im Munde des Hochehrwürdigen. Aber der Jüngere darf nicht ſo reden, damit nicht die ſchöne Erklärung, gleichwie das weiſe Wort in eines Toren Mund, in ſeinem Mund eine Unwahrheit werde. Und ich habe wohl gehört, daß des Kindes und des Jünglings ernſter Lehrer in einer ſpäteren Zeit des Aelteren und Reiferen Freund wurde, aber ich habe niemals gehört, wenigſtens nicht von einem, von dem ich zu lernen wünſchte, daß es damit begann, daß der Lehrer ſofort zum Spielbruder wurde und das Kind zum alten Mann, noch auch daß dann jenes Freundſchaftsverhältnis in Wahrheit eingetreten ſei. So mit dem Gedanken an den Tod. Hat er nicht ein Mal mit Schrecken das Leben des Jüngeren angehalten und den Ernſt nur gebraucht, um Maß zu halten mit dem Schrecken, hat die Ungewißheit des Todes nicht ihre Zeit zur Unterweiſung gehabt, wo ſie mit der Strenge des Ernſtes ihn auferzog: da habe ich niemals gehört, wenigſtens nicht von einem, an deſſen Wiſſen ich Teil zu haben wünſchte, ich habe niemals gehört von einem Solchen, daß es da Wahrheit war, wenn einer den Tod ſeinen Freund nannte, da er in ihm niemals etwas anderes gehabt hatte als einen Spielbruder, wenn er ſchon in der Jugend, des Lebens müde, hinterliſtig, um das Leben zu

betrügen von der Freundſchaft des Todes redete, wenn er, ohne das Leben genoſſen zu haben, als Greis hinterliſtig, um ſich ſelbſt zu betrügen, von der Freundſchaft des Todes redete. — Der, welcher hier geredet hat, er iſt jung, noch im Alter des Lernenden; er faßt nur die Schwierigkeit und die Strenge der Unterweiſung, o daß es ihm glücken möchte dies ſo zu tun, daß er gerade dadurch würdig würde, ſich einmal an des Lehrers Freundſchaft erfreuen zu dürfen! Der, welcher hier geredet hat, er iſt ja nicht Lehrer, er läßt einen andern ja bloß, gleichwie er ſelbſt es iſt, Zeuge deſſen ſein, wie ein Menſch etwas zu lernen ſucht aus dem Gedanken an den Tod, jenen Lehrmeiſter des Ernſtes, der mit der Geburt jedem zum Lehrer für das ganze Leben beſtellt wurde, und der in Ungewißheit allzeit bereit iſt, die Unterweiſung zu beginnen, wenn ſie verlangt wird. Denn der Tod kommt nicht, weil einer nach ihm ruft (das wäre nur Spaß, daß ſo der Schwächere über den Stärkeren geböte), aber ſobald einer der Ungewißheit Eingang verſchafft, iſt der Lehrer da. Der Lehrer, der einmal kommt, um Prüfung abzuhalten und den Schüler zu überhören, ob er nun ſeine Unterweiſung genießen gewollt hat oder nicht. Und dieſe Prüfung des Todes, oder um mit einem mehr gebrauchten Fremdwort dasſelbe zu ſagen, dieſes letzte Examen des Lebens iſt gleich ſchwer für alle. Es iſt nicht ſo, wie ſonſt, daß der glücklich Begabte leicht hat es zu beſtehen, der gering Begabte ſchwer, nein: der Tod hält die Prüfung ab im Verhältnis zur Begabung, und ſo genau, daß die Prüfung für jeden gleich ſchwer wird, weil es die Prüfung des Ernſtes iſt.

Zum erſten Mal ins Deutſche übertragen von Theodor Haecker

Georg Trakl:
Offenbarung und Untergang

Seltſam ſind die nächtigen Pfade des Menſchen. Da ich nachtwandelnd an ſteinernen Zimmern hinging und es brannte in jedem ein ſtilles Lämpchen, ein kupferner Leuchter, und da ich frierend aufs Lager hinſank, ſtand zu Häupten wieder der ſchwarze Schatten der Fremdlingin und ſchweigend verbarg ich das Antlitz in den langſamen Händen. Auch war am Fenſter blau die Hyazinthe aufgeblüht und es trat auf die purpurne Lippe des Odmenden das alte Gebet, ſanken von den Lidern kriſtallne Tränen geweint um die bittere Welt. In dieſer Stunde war ich im Tod meines Vaters der weiße Sohn. In blauen Schauern kam vom Hügel der Nachtwind, die dunkle Klage der Mutter, hinſterbend wieder und ich ſah die ſchwarze Hölle in meinem Herzen; Minute ſchimmernder Stille. Leiſe trat aus kalkiger Mauer ein unſägliches Antlitz — ein ſterbender Jüngling — die Schönheit eines heimkehrenden Geſchlechts. Mondesweiß umfing die Kühle des Steins die wachende Schläfe, verklangen die Schritte der Schatten auf verfallenen Stufen, ein roſiger Reigen im Gärtchen. —

Schweigend ſaß ich in verlaſſener Schenke unter verrauchtem Holzgebälk und einſam beim Wein; ein ſtrahlender Leichnam über ein Dunkles geneigt und es lag ein totes Lamm zu meinen Füßen. Aus verweſender Bläue trat die bleiche Geſtalt der Schweſter und alſo ſprach ihr bluten-

der Mund: Stich ſchwarzer Dorn. Ach noch tönen von wilden Gewittern die ſilbernen Arme mir. Fließe Blut von den mondenen Füßen, blühend auf nächtigen Pfaden, darüber ſchreiend die Ratte huſcht. Aufflackert ihr Sterne in meinen gewölbten Brauen; und es läutet leiſe das Herz in der Nacht. Einbrach ein roter Schatten mit flammendem Schwert in das Haus, floh mit ſchneeiger Stirne. O bitterer Tod.

Und es ſprach eine dunkle Stimme aus mir: Meinem Rappen brach ich im nächtigen Wald das Genick, da aus ſeinen purpurnen Augen der Wahnſinn ſprang; die Schatten der Ulmen fielen auf mich, das blaue Lachen des Quells und die ſchwarze Kühle der Nacht, da ich ein wilder Jäger aufjagte ein ſchneeiges Wild; in ſteinerner Hölle mein Antlitz erſtarb.

Und ſchimmernd fiel ein Tropfen Blutes in des Einſamen Wein; und da ich davon trank, ſchmeckte er bitterer als Mohn; und eine ſchwärzliche Wolke umhüllte mein Haupt, die kriſtallenen Tränen verdammter Engel; und leiſe rann aus ſilberner Wunde der Schweſter das Blut und fiel ein feuriger Regen auf mich. —

Am Saum des Waldes will ich ein Schweigendes gehn, dem aus ſprachloſen Händen die härene Sonne ſank; ein Fremdling am Abendhügel, der weinend aufhebt die Lider über die ſteinerne Stadt; ein Wild, das ſtille ſteht im Frieden des alten Hollunders; o ruhlos lauſcht das dämmernde Haupt, oder es folgen die zögernden Schritte der blauen Wolke am Hügel, ernſten Geſtirnen auch. Zur Seite geleitet ſtille die grüne Saat, begleitet auf mooſigen

Waldespfaden ſcheu das Reh. Es haben die Hütten der Dörfler ſich ſtumm verſchloſſen und es ängſtigt in ſchwarzer Windesſtille die blaue Klage des Wildbachs.

Aber da ich den Felſenpfad hinabſtieg, ergriff mich der Wahnſinn und ich ſchrie laut in der Nacht; und da ich mit ſilbernen Fingern mich über die ſchweigenden Waſſer bog, ſah ich daß mich mein Antlitz verlaſſen. Und die weiße Stimme ſprach zu mir: Töte dich! Seufzend erhob ſich eines Knaben Schatten in mir und ſah mich ſtrahlend aus kriſtallnen Augen an, daß ich weinend unter den Bäumen hinſank, dem gewaltigen Sternengewölbe.

Friedloſe Wanderſchaft durch wildes Geſtein ferne den Abendweilern, heimkehrenden Herden; ferne weidet die ſinkende Sonne auf kriſtallner Wieſe und es erſchüttert ihr wilder Geſang, der einſame Schrei des Vogels, erſterbend in blauer Ruh. Aber leiſe kommſt du in der Nacht, da ich wachend am Hügel lag, oder raſend im Frühlingsgewitter; und ſchwärzer immer umwölkt die Schwermut das abgeſchiedene Haupt, erſchrecken ſchaurige Blitze die nächtige Seele, zerreißen deine Hände die atemloſe Bruſt mir.

Da ich in den dämmernden Garten ging, und es war die ſchwarze Geſtalt des Böſen von mir gewichen, umfing mich die hyazinthene Stille der Nacht; und ich fuhr auf gebogenem Kahn über den ruhenden Weiher und ſüßer Frieden rührte die verſteinerte Stirne mir. Sprachlos lag ich unter den alten Weiden und es war der blaue Himmel hoch über mir und voll von Sternen; und da ich anſchauend hinſtarb,

ſtarben Angſt und der Schmerzen tiefſter in mir; und es hob ſich der blaue Schatten des Knaben ſtrahlend im Dunkel, ſanfter Geſang; hob ſich auf mondenen Flügeln über die grünenden Wipfel, triſtallene Klippen das weiße Antlitz der Schweſter.

Mit ſilbernen Sohlen ſtieg ich die dornigen Stufen hinab und ich trat ins kalkgetünchte Gemach. Stille brannte ein Leuchter darin und ich verbarg in purpurnen Linnen ſchweigend das Haupt; und es warf die Erde einen kindlichen Leichnam aus, ein mondenes Gebilde, das langſam aus meinem Schatten trat, mit zerbrochenen Armen ſteinerne Stürze hinabſank, flockiger Schnee.

(Aus dem Nachlaß, Mai 1914)

So angeſtrengt wider die ſtarke Nacht
werfen ſie ihre Stimmen ins Gelächter,
das ſchlecht verbrennt. O aufgelehnte Welt
voll Weigerung. Und atmet doch den Raum,
in dem die Sterne gehen. Siehe, dies
bedürfte nicht und könnte, der Entfernung
fremd hingegeben, in dem Uebermaß
von Fernen ſich ergehen, fort von uns.
Und nun geruhts und reicht uns ans Geſicht
wie der Geliebten Aufblick; ſchlägt ſich auf
uns gegenüber und zerſtreut vielleicht
an uns ſein Daſein. Und wir ſind nicht wert.
Vielleicht entzieht's den Engeln etwas Kraft,
daß nach uns her der Sternenhimmel nachgibt
und uns hereinhängt ins getrübte Schickſal.
Umſonſt. Denn wer gewahrts? Und wo es einer
gewärtig wird: wer darf noch an den Nachtraum
die Stirne lehnen wie ans eigne Fenſter?
Wer hat dies nicht verleugnet? Wer hat nicht
in dieſes eingeborne Element
gefälſchte ſchlechte nachgemachte Nächte
hereingeſchleppt und ſich daran begnügt?

Wir laſſen Götter ſtehn um gohren Abfall;
denn Götter locken nicht. Sie haben Daſein
und nichts als Daſein, Ueberfluß von Daſein,
doch nicht Geruch, nicht Wink. Nichts iſt ſo ſtumm
wie eines Gottes Mund. Schön wie ein Schwan

auf ſeiner Ewigkeit grundloſen Fläche:
ſo zieht der Gott und taucht und ſchont ſein Weiß.

Alles verführt. Der kleine Vogel ſelbſt
tut Zwang an uns aus ſeinem reinen Laubwerk,
die Blume hat nicht Raum und drängt herüber —,
was will der Wind nicht alles? Nur der Gott,
wie eine Säule, läßt vorbei, verteilend,
hoch oben, wo er trägt, nach beiden Seiten
die leichte Wölbung ſeines Gleichmuts.

Carl Dallago:
Der Anſchluß an das Geſetz
oder
Der große Anſchluß
Verſuch einer Wiedergabe des Taoteking

Vorwort

I.

Das Frühjahr 1911 brachte mir die erſte Kunde von Laotſe. Ich lernte den Taoteking kennen, und zwar aus einer deutſchen Uebertragung, die Richard Wilhelm beſorgt und unter dem Titel „Vom Sinn und Leben“ kurz vorher hatte erſcheinen laſſen. Der Eindruck des Buches war bezwingend und in manchem Betracht für mich derart bedeutungsvoll, daß es mich drängte, in einem Aufſatz („Laotſe und ich“) der außerordentlichen Verehrung, die mich für den Geiſt des altchineſiſchen Weiſen ergriffen hatte, in einer Weiſe Ausdruck zu geben, die weder vor Mißdeutungen noch auch davor zurückſcheute, gegen die Ueberſetzung da und dort begründeten Einwand zu erheben. Seitdem hat Laotſe eine ſtets ſich ſteigernde Anziehungskraft auf mich geübt. Zwei Grundnoten meines Weſens ſtimmten mich beſonders empfänglich für ihn: Meine Ueberzeugung von dem Unwert der Menge als ſolcher, ſowie mein Glaube an das große Einende im Menſchen. Das Eine bedingt das Andere. Denn wie es ſicher iſt, daß das große Einende ſich im Menſchen erſt ausgraben und Bahn brechen muß, ſo gewiß iſt, daß es durch Rückhalt an der Menge nicht gefördert wird. Das äußere Sichzuſammenſchließen ver-

hindert das Aufleben dieſes Einenden. Höchſtes Alleinſtehen durch tiefſtes Inſichgehen bringt es zu größter Entfaltung und Vollendung. Iſt aber einer ſo geartet, daß er in ſolcher Gefühlserkenntnis die unerläßliche Vorbedingung jeglicher Menſchwerdung erblickt, iſt er wohl auch befähigt und darf ſich berufen fühlen, dem Geiſte Laotſes in Ehrerbietung näher zu kommen.

Uebrigens mag ſchon lange in mir etwas gewirkt haben, das ſich dem Weſen dieſes fernen Geiſtes verwandt fühlen darf. Sonſt hätte ich wohl nicht gleich bei der erſten Begegnung für „Tao“ das wichtige und, wie mir ſcheint, entſcheidende Wortzeichen „Der Anſchluß“ gefunden — ein Zeichen, das mir zum Verſtändnis des Taoteking wie ein Schlüſſel wurde. Auch hätte ich kaum vermocht, die Grundſtimmung des Laotſe-Menſchen dadurch zu erhellen, daß ich jenen Vers der Fauſt'ſchen Strophe (vom Gott, der ihm im Buſen wohnt), jenes „Er kann nach außen nichts bewegen“, das nach Richard Wilhelm auch für Laotſes „Not“ bezeichnend ſein ſoll, umprägte in die Faſſung: „Ihn kann von außen nichts bewegen.“

Doch wie dem auch ſei — Tatſache iſt, daß der Taoteking mich immer tiefer in ſeinen Bannkreis zog. Zugleich empfand ich immer deutlicher die Unzulänglichkeit der deutſchen Uebertragung. Und ſo reifte in mir allmählich wie eine Frucht der Vorſatz: eine eigenmächtige Wiedergabe des Taoteking zu verſuchen. Das Chineſiſche zu erlernen hatte ich weder Luſt noch Möglichkeit; es fehlten alle äußeren Behelfe und, bei meinem Mangel an Sprachtalent, auch alle inneren Vorausſetzungen zu einem ſolchen Entſchluß. Da ich jedoch der Anſicht bin, daß der Sprache dem Rein-Menſchlichen wie dem Rein-Geiſtigen gegenüber erſt ſekun-

däre Bedeutung zukommt — insoferne die Sprache im Rein-Menſchlichen wie im Rein-Geiſtigen nur Zeichen oder Behelf, niemals Erfüllung ſein kann, und es immer Ohren erfordert, die hören, und Herzen, die aufnehmen können —, ſo glaubte ich mir ſagen zu dürfen: ein Rein-Menſchliches wie ein Rein-Geiſtiges müſſe, wo Herz und Ohr zur Stelle ſind, auch durch Mängel der Uebertragung noch genügend wahrgenommen werden können. Zur Wilhelm'ſchen Ausgabe des Taoteking verſchaffte ich mir darum noch jene von Alexander Ular — „Die Bahn und der rechte Weg" betitelt —, die ſich rühmt, „der chineſiſchen Urſchrift nachgedacht" zu ſein. Endlich noch eine Bearbeitung aus dem Engliſchen von dem Theoſophen Dr. Franz Hartmann „Betrachtungen über das Tao-Teh-King", die den Untertitel führt „Der Weg, die Wahrheit und das Licht."

Aus dieſen drei Vorlagen, ohne weitere Hilfe, des Chineſiſchen alſo ganz und gar unmächtig, geſtaltete ich die nachſtehende Arbeit. Mein Beſtreben war: alles, was mir verfehlt ſchien, nach Vermögen richtig zu ſtellen und in die Tiefe des fremden Vorwurfs meine eigene Klarheit zu legen, ſodaß ich keinen Satz zuließ, deſſen Sinn mir nicht wenigſtens in der Vorſtellung völlig deutlich und lebendig wurde. Und lieber will ich in dieſer Hinſicht meine eigene Unzulänglichkeit offen an den Tag legen, als dem Leſer eine Zulänglichkeit vortäuſchen, die im Grunde nicht vorhanden iſt.

Dieſes mein Beginnen mag nun freilich befremden. Dagegen kann ich nur anführen: daß es ſo in mir auskam. Das Leben lehrte mich denken. Denkkraft iſt die Fähigkeit, das Stoffliche des Vorwurfs zu durchdringen, dieſes ſo gleichſam durchſichtig zu machen, ſeinen Grund, da und

dort wenigſtens, zu erhellen. An dieſe belichteten Stellen hält ſich dann das Gefühl. Auch im vorliegenden Fall war ich häufig nur auf mein Gefühl angewieſen, um bei der Deutung zweifelhafter Stellen das Richtige herauszufinden. Denn die Texte der drei Vorlagen wichen oft beträchtlich von einander ab. So lautet beiſpielsweiſe der Anfang des dreißigſten Spruchs in der Bearbeitung aus dem Engliſchen: „Wer dem Könige durch den Gebrauch von Tao hilft, der nötigt die Leute, welche keinen Zufluchtsort haben, zu den Waffen. Er wird die Früchte ſeiner Taten nicht fürchten.“ Bei Richard Wilhelm: „Wer nach dem Sinn dem Menſchenherrſcher hilft, zwingt nicht mit Waffen die Welt. Seine Art iſt es, den Rückzug zu lieben.“ Bei Alexander Ular: „Der Bahn gemäß walten iſt Walten ohne Gewalt: Ausgleichende Rückwirkung richtet in der Gemeinſchaft.“

Dergleichen Verſchiedenheiten finden ſich genug. Doch damit bin ich bei der Kritik der einzelnen Vorlagen angelangt.

II.

Die „Betrachtungen über das Tao-Teh-King“ drängen ſich mir als Erſtes zur Erledigung auf. Ich nehme an, ſchon ihr engliſcher Urheber — nicht erſt der Theoſoph Dr. Franz Hartmann, der zu jedem Spruch ſein theoſophiſches Sprüchlein liefert — mag es redlich verſtanden haben, alles Greifbare an dem Taoteking herauszuarbeiten. Nur gelang es dabei dem Geiſte zumeiſt zu entkommen. Oft iſt die Wirkung die, als hätte einer Schriftzüge feſtgehalten, ohne die Schrift leſen zu können. (Freilich, ich als Sprachunkundiger wurde dadurch am wenigſten gehindert, in ſolche Schriftzüge meine Lesart zu tragen.)

Der fünfzigſte Spruch veranſchaulicht vielleicht am beſten den geiſtigen Stand dieſer „Betrachtungen“. Er beginnt bei Richard Wilhelm: „Ausgehen iſt Leben, eingehen iſt Tod.“ Bei Alexander Ular: „Ins Leben treten heißt zum Tode wallen.“ Gemeint iſt wohl, daß der Ausgangspunkt, der Beginn des leiblichen Lebens zugleich das Eintreten in das Bereich des Sterbens iſt. So ſetzte ich: „Ins Leben treten heißt ins Sterben eingehen.“ In Hartmanns Bearbeitung heißt es: „Die Menſchen treten aus dem Leben aus und in den Tod ein.“ Daran knüpft ſich bei Laotſe in kurzen Spruchzeilen ungefähr die Anſchauung: nur einer unter zehn ſei ſo beſchaffen, daß er im Sinne eines Ewigen, das iſt eines Geiſtigen, durchs Leben gehe und ſo weder wilde Tiere noch Feinde zu fürchten brauche. Die anderen aber, die dreimal drei von zehn (der Stand der zehn iſt wohl ſchon der der Einzelnen, nicht der Stand der Menge), ſeien mehr oder weniger noch vom Vergänglichen beherrſcht, wodurch ſie im Leben auch Gefahren ausgeſetzt ſind. Hartmann ſetzt nun geheimwiſſeriſch: „Dreizehn ſind die Tore des Lebens. Dieſelben ſind die Tore des Todes. Durch ebenſoviele geht das Leben in den Tod über.“ Er verweiſt dabei auf die Blavatsky und fügt noch die Erläuterung hinzu: „Das Studium der okkulten Wiſſenſchaft zeigt, wie ſelbſt der Körper unverwundbar gemacht werden kann, indem er vergeiſtigt wird, und ein Menſch, in welchem die tieriſchen Elemente ausgeſchieden ſind, wird von den Tieren nicht mehr beläſtigt.“ Ich hingegen glaube, daß die Vergeiſtigung des leiblichen Lebens ohne Studium der okkulten Wiſſenſchaft vor ſich gehen muß, wenn ſie jenes ſichernde Ergebnis zeitigen ſoll, das ohne Zweifel einen Zuſtand ſeeliſcher Durchdrungenheit darſtellt. Und ferner denke ich, daß eine ſolche Durchdrungenheit wohl

auch einem Mitmenſchen zugute kommen kann in der Weiſe, daß ſie in der Umgebung deſſen, für den ſie ſich einſetzt, eine Macht lebendig macht, die ihn in Gefahr behütet. Die dreizehn Tore aber — wie alles andere, das erſt theoſophiſcher Kenntniſſe bedarf, um verſtanden zu werden — in Beziehung geſetzt zu ſehen zum Taoteking, dieſem tiefſten und unmittelbarſten und darum auch perſönlichſten Ausfluß einer höchſten und darum auch perſönlichſten Einfalt (die vom weltlichen Erleben aus geſehen freilich das Letzte und Fernſte iſt), mutet vollends grotesk an. Jedenfalls hat der Taoteking in ſeiner Entſtehung mit Theoſophie nicht das Mindeſte gemein. Theoſophie hineintragen kann man ja ſchließlich in alles; nur ſoll ſich einer nicht einbilden, damit Religion machen zu können. Wo ſolche Abſicht einſetzt, bezeugt ſie vielmehr den Verfall des Religiöſen. Denn der Quell des Religiöſen liegt im Erkennen des Nichtwiſſenkönnens; das Gefühl gewahrt das Vorhandenſein eines Nichtwahrnehmbaren, es führt zur Preisgabe des Wiſſens. Der Taoteking aber iſt förmlich durchſättigt von dieſem Gefühl; eben darum iſt er ein höchſtes religiöſes Dokument.

(Theoſophen belehren freilich ihre Gegner gerne dahin, daß die Würdigung theoſophiſcher Schriften eine genaue Bekanntſchaft mit theoſophiſchen Lehren vorausſetze. Und den Wert ſolcher Schriften glauben ſie beſonders dick zu unterſtreichen, wenn ſie, wie es mir paſſiert iſt, betonen: daß beiſpielsweiſe „die Lehre von der ſiebenfachen Konſtitution der Welt und des Menſchen mit dem Anſpruch auftritt für die Wiſſenſchaft von großer Bedeutung zu ſein.“ Gut, man laſſe ihnen das Vergnügen: dann erweiſt ſich die Theoſophie im beſten Fall als irgend eine Art Wiſſenſchaft und ſollte ſich damit begnügen. Nie aber hat ſie ein Recht, ſich ſo zu ge-

bärden, als wäre ſie der Triumph alles Religiöſen. Denn ſicher iſt: je mehr etwas ein wahrhaft Religiöſes iſt, umſoweniger tritt es mit dem Anſpruch auf für die Wiſſenſchaft von Bedeutung zu ſein.)

Damit, denke ich, dürfte der Einbruch der Theoſophie in den Taoteking genügend zurückgewieſen ſein.

*

Die Ausgabe des Taoteking, die Richard Wilhelm beſorgt hat, habe ich bereits in „Laotſe und ich“ gewertet. Im Ganzen genommen erſcheint ſie mir noch immer als die tauglichſte und ehrlichſte, und aus ihr, die mir als erſte zu Geſicht gekommen iſt, habe ich auch immer noch am meiſten Aufſchluß erhalten. Dennoch muß ich ſagen: Ein Ueberſetzer, der zum Text des fünften Spruches erläuternd bemerkt: „Nicht das einzelne Individuum iſt das Objekt der Fürſorge der Natur, ſondern der Zweck, dem es im Ganzen dient“, und zum Text des ſechsundvierzigſten Spruches: „‚Wenn der Sinn auf Erden‘ : hier iſt Sinn nicht in prägnanter Bedeutung genommen, ſondern mehr ſoviel wie: ‚Wenn vernunftgemäße Zuſtände herrſchen‘ “, hat Laotſe mißverſtanden. Auch erweiſt ſich die Wahl des Wortzeichens „Der Sinn“ für Tao als völlig unzulänglich. Nur das Vage und Unzulängliche dieſer Bezeichnung ermöglicht es, den Begriff Tao nach Bedarf zu dehnen und ſich darunter gelegentlich auch „vernunftgemäße Zuſtände“ vorzuſtellen. Man ſetze jedoch „Der Anſchluß an das Geſetz“, und jene willkürliche Deutung erſcheint ſofort hinfällig. Denn „vernunftgemäße Zuſtände“ haben menſchliche Einſicht als Richtmaß; Tao, als Anſchluß an das Geſetz, hingegen verneint gerade ſolches Richtmaß und ſetzt dieſe Verneinung als das Entſcheidende. Mein Urteil iſt darum: auch Richard Wilhelm

wurde von der Zeitſtrömung erfaßt; ſo geriet er in das Fahrwaſſer der Soziologie, wobei ſeine Deutung des Taoteking mißriet.

*

Die dritte meiner Vorlagen — „Die Bahn und der rechte Weg“ von Alexander Ular — tritt am anſpruchsvollſten auf. Schon der Zuſatz „der chineſiſchen Urſchrift nachgedacht“ und ein anmaßendes Nachwort nehmen gegen den Bearbeiter ein. Man fühlt ſich faſt verſucht zu fragen, wie lange er wohl der Urſchrift nachgedacht und was er vorher aus Eigenem gedacht und geſtaltet haben mag? Es ſoll nämlich mitunter vorkommen, daß einer, von nichts anderem verlockt als von dem Anſehen, das ein Werk genießt, wie von dem Umſtand, daß er die Sprache, in der die Urſchrift verfaßt iſt, zu beherrſchen glaubt, ſich an einem ſolchen Werk als Nachdenker und Nachdichter verſucht; wobei der Betreffende gewöhnlich überſieht, daß er mit der Sprache gewiſſermaßen nur eine tote Form beherrſcht, falls das Werk der Ausdruck einer Philoſophie der Tat oder eines Religiöſen iſt. Auch habe ich gehört, daß man bei einem derartigen Unternehmen zumeiſt Mitarbeiter hat, die in der Sprache der in Frage kommenden Urſchrift zuhauſe und auch über dieſe ſelbſt genügend orientiert ſind. Ich erwähne das, weil ſich mir manchmal die Vermutung aufdrängte, als habe Ular einen ſehr fähigen Mitarbeiter gehabt, der namentlich den lyriſchen Partien des Taoteking gerecht zu werden vermochte, doch überall dort verſagte, wo es galt, deſſen Philoſophie der Tat gleichſam das Siegel des erſchloſſenen Menſchentums aufzudrücken.

Ein Beiſpiel. Ich habe des anſprechenden lyriſchen Gehaltes wegen den zwanzigſten Spruch mit wenigen Verände-

rungen von Ular übernommen und ihn lediglich mit kleinen Zutaten ausgestattet, die ich den Erklärungen Richard Wilhelms entnahm. Jenes elementare überströmende Ichgefühl, das förmlich nach Einöde dürstet, um seiner selbst genügend habhaft zu werden, kommt in meiner Fassung noch mehr zum Ausdruck, doch ist es, wie gesagt, bereits bei Ular der Hauptsache nach ausgedrückt. Nun steht die Sache so: Laotse erlebt dieses Ichgefühl; dabei ist ihm der Vollendete noch Vorbild; die Fülle des Icherlebens müßte daher im Vorbild eher noch tiefer sein. Bei Ular aber heißt es im neunundvierzigsten Spruch: „Der Vollendete in der Gemeinschaft sorgt, daß die Gemeinschaft sein Gewissen nicht störe". Man muß hier fühlen, wie unmöglich es ist, daß einer, der sich so erlebt hat wie Laotse im zwanzigsten Spruch, noch jemals von seinem Vorbild in solcher Weise reden könne, wie es im neunundvierzigsten Spruch bei Ular der Fall ist. Es ist aber auch nicht anzunehmen, daß einer, der den zwanzigsten Spruch in der erwähnten Fassung auch nur nacherlebt hat, im weiteren Nacherleben desselben Geistes noch jemals zu einer Auffassung gelangen könnte, wie sie in der zitierten Stelle zum Ausdruck gebracht ist.

Solche Ungereimtheiten bestärken mich in der Vermutung, daß jene wenigen geglückten Stücke in der Nachdichtung Ulars der Hauptsache nach jedenfalls nicht dessen Verständnis für Laotse zu verdanken sind. Eher, wie schon angedeutet, der Fähigkeit eines chinesischen Mitarbeiters oder sonst einer geglückten Anlehnung.

Es scheint aber, daß Ular sich umsomehr von Laotse entfernt, je selbständiger er als Nachdichter oder Nachdenker auftritt. Seine Sprachgewandtheit verhilft ihm höchstens zu rein rhythmischen Treffern wie: „Gnade erniedrigt

wie Schande; Ehre beſchwert wie der Leib“ (im dreizehnten Spruch); oder: „Das Laſſen iſt das Tun der Bahn“ (im vierzigſten Spruch); oder: „Ins Leben treten heißt zum Tode wallen“ (im fünfzigſten Spruch).

Und er wird zumeiſt nichtsſagend oder völlig unklar und erkünſtelt, wo es gilt, Entſcheidendes zu ſagen. Ja, manchmal ſieht es aus, als wolle er die Unzulänglichkeit ſeiner Gedankenführung in Wortdickicht verſtecken. So, wenn er (im vierzehnten Spruch) z. B. ſagt:

„All-ſo: die Bahn nachzeichnen, einmal erkannt,
heißt, ſie planen einmal für alle;
Denn die Erkenntnis ihres Verluſtes iſt möglich:
Entwicklung aus ſich.“

Oder (im ſechsundzwanzigſten Spruch): „Denn der Luſt leichtfertiger Wahn, verblendend in Ordnung Gewöhnte, zerſtört die Ordnung“. Oder (im zweiundvierzigſten Spruch): „Der Einzelne tunwollenden nichtlaſſenwollenden Triebes iſt alſo unſtatthaft im Gemein-Leben“.

In demſelben Spruch bringt Ular es fertig, Laotſe völlig zweideutig ſagen zu laſſen: „Ich lehre: Der Wollende erreichet nicht ſeinen Tod“. Der nächſte Spruch erkennt aber „die Ueberlegenheit des Nicht-Wollens“ Daraus kann man erraten, daß gemeint iſt: „Der Wollende erreichet nicht ſeinen natürlichen Tod“. Freilich müßte dann der Ausdruck „der Wollende“ ungefähr als „der Gewalttätige“ aufgefaßt werden, was der Begriff Wollen ja zuließe. Ob aber Ular es ſich ſo gedacht hat? Mir ergab ſich nämlich an Stelle ſeines „Wollenden“: der Willfährige. Doch dieſer kann nicht „der Wollende“ ſein. Vielleicht fiel Ular hier über die eigene Wortprägung. Er ſucht nämlich mit ſolchen Prägungen zu prunken, das fühlt man bei jedem

Wort, das er in die Wagſchale wirft. Es ſpräche wiederum gegen den Wert ſeines Denkens. Denn je redlicher ein Denker iſt, je ernſter er ſeine Funde nimmt, deſto mehr vermeidet er Wortprunk.

Ular hat aber auch in den Taoteking die Vorſtellung einer Gemeinſchaft hineingetragen, die in der Philoſophie Laotſes gewiß nicht enthalten iſt. Von „Gemeinſchaft", von „Gemein-Leben" iſt in der Ular'ſchen Uebertragung immer wieder die Rede. Dadurch erweiſt er ſich als europäiſcher Verfallsmenſch, ungeachtet ſeiner maßlos hochtrabenden Worte, mit denen er die ganze europäiſche Sprachwirkſamkeit auf dem Gebiete der Erkenntnis verurteilt. So ſagt er: „Und wenn wir einmal unehrerbietig näher zuſehen, wohin uns auf dem Gebiete der reinen Erkenntnis dieſe . . . . . indoeuropäiſche Sprache verführt hat, ſo merken wir zu unſerem Entſetzen, daß die ganze europäiſche Philoſophie von Plato bis Schopenhauer über zwei Jahrtauſende lang ganz einfach mit den Waſſerſtiefeln der Naivität im Sumpfe des Vermenſchlichungswahnes um ſich ſelbſt herumgewatet iſt." Daraufhin wäre zu ſagen: daß eine Philoſophie mit den Waſſerſtiefeln der Naivität immer noch weiter kommen kann als in Lackſchuhen der Ueberhebung; ſo durchaus ſalonfähig nämlich ſcheint ſich die „Nachdenklichkeit" Ulars durch den Taoteking zu bewegen. Wenigſtens macht ſich das Erkünſtelte und Erzwungene in Ulars Sprachbehandlung oft genug ſtörend bemerkbar. Auch kann es die vermeintlich weltumſpannende Denkungsart, die er den Europäern in ſeinem Nachwort vorführt, nicht verhindern, daß er die natürlichſten Folgerungen außer Acht läßt; er gewahrt z. B. nicht, daß aus einem ſo überſtrömenden Ichgefühl, wie es in Laotſe umgeht, unmöglich ein Lebenswerk hervorquellen kann, das es auf die

Züchtung von „Gemein-Leben“ abgeſehen hat. Der Weltmann Ular erhebt ſich hier nicht über die allgeläufige Vorſtellung, die zwiſchen dem Ich und der Gemeinſchaft ſtets eine trennende Schranke erblickt. So mußte er Laotſe mißverſtehen. Was konnte es ihm da viel nützen, das Alt-Chineſiſche ſo vollſtändig zu beherrſchen, daß es ihm gelang, weſentliche Stellen nach Maßgabe ſeiner Einſicht (die beſtimmten Schriftzeichen von damals einen anderen Sinn beilegt als ſie heute haben) ſo einleuchtend ins Neuchineſiſche zu überſetzen, daß es den heutigen Chineſen, wie er verſichert, dabei „wie Schuppen von den Augen fiel“. Sei's drum! Doch ſcheint mir eher der Schuppen vor den Augen zu haben, der einem ſolchen Umſtand für den Wert ſeiner Deutung des Taoteking ſo außerordentliche Wichtigkeit beimißt.

Nun alſo meine ich: Um Laotſe nahe genug zu kommen, muß einer mit dem Gegenſatz von Ich und Gemeinſchaft erſt völlig aufräumen. Das ſei zunächſt betont. Hat doch jener fortſchrittliche Erkenntnistrieb unſerer Zeit, dem die Soziologie als Vorſpann dient, in ſeiner Verblendung zwiſchen Ichtum und Gemeinſchaftstum förmlich einen Abgrund aufgewühlt. So hält ſich das Faule am Leben; es frißt am Geſunden und verſchafft ſich auf dieſe Art ſein Fortkommen. Ein zerfreſſenes Ich, eine zerfreſſene Gemeinſchaft: beides ermöglicht erſt Soziologie.

(Daß der Boden völlig unterwühlt ſein muß, auf dem das Soziologiſche gedeiht, erweiſt übrigens unſere Zeit auf höchſt fühlbare Weiſe. Kam doch gerade in ihr — in dieſer von ſoziologiſchen Errungenſchaften durchſetzten Zeit, die den „ſchrankenloſen Individualismus“ nicht genug zu verdammen wußte — der ſogenannte Weltkrieg zum Ausbruch. Nicht daß

ich meine, ſolche Errungenſchaften hätten dieſen Krieg direkt bewirkt, dazu ſind ſie zu totgeboren und zu ohnmächtig; aber ich glaube, daß in einer Zeit, in der die Soziologie aufkommt, etwas ungemein Wichtiges für das Wohl der Menſchen auf Erden eingegangen ſein muß. Eine ſo geartete Zeit iſt dann überaus ausgeſetzt und allen ſchlechten Einflüſſen preisgegeben. Dafür ſpräche auch, daß das heutige England, als der Hort der Soziologie, die Kriegsflamme auf die rückſichtsloſeſte Weiſe ſchürt. Der wahre Friede bedarf eben ganz anderer Fähigkeiten als der eben erwähnten. Er bedarf auch viel höherer Fähigkeiten als der Krieg.)

Wenn ich nun im Hinblick auf Laotſe mir und anderen, die meinen Ausführungen zu folgen geneigt ſind, vergegenwärtige, wie das überſtrömende Ichgefühl in ſeinem Träger das vielleicht friedvollſte und genügſamſte Leben zeitigte, ſo möchte ich damit verdeutlichen, was Individualismus als Ichkraft iſt. Daß er ein Inſichgehen, ein Sichentfalten nach der Richtung des Unbegrenzten und Nichtwahrnehmbaren iſt; daß ihm darum auch niemals die Mitmenſchen im Wege ſind. Er ſucht auch niemals ſeinen Vorteil, ſondern die Entfernung ſeiner Grenzen; ſo kommt er zur Gemeinſamkeit am Grunde, zum großen Einenden. Der ſchrankenloſe Individualismus — als Individualismus, der ſeine Begrenzung abwirft (nur Dummheit und Vorteilsſucht können ihn verwerflich finden) — iſt ſomit nicht gegen das Gemeinſame, ſondern ergibt letzten Endes das einzig Gemeinſame: er erbringt das große Einende. Das vor allem entnehme ich dem Taoteking.

Alexander Ular aber meint: „Lao-Tſe weiß eben alles, was nur ein Menſch vom Weſen der Welt wiſſen kann .... Er kennt jede Fiber im Herzen des Menſchen. Die Seele der

Maſſen hat für ihn kein Geheimnis. Das innere Leben ſeines Volkes und aller Völker iſt ihm klar. Der ‚Geſellſchaftsbau der Inſtinkte', das Weſen der Geſellſchaft und ihres Lebens: er legt es in ruhiger Helle dar, zweitauſendfünfhundert Jahre vor Nietzſche".

Soviel hier auch aufgezählt iſt, es drückt nichts Weſentliches aus. Es iſt wie ein Hinweggleitenwollen durch preiſende Tiraden; es ſoll den Anſchein erwecken, als hätte einer gründlich erfaßt, was er in Wahrheit nicht genügend erfaßt hat; kurz, hier will einer hinwegtäuſchen. Ich wage nun allerdings nicht zu behaupten, daß ich den Taoteking völlig richtig erfaßt habe; aber ſoweit ich ihn erfaßt habe, muß ich ſagen: daß ſich Laotſe um das Weſen der Geſellſchaft und der Maſſen wenig kümmert. Sein Weſentliches ſcheint mir: er entfernt aus ſich die Begrenzung. Dadurch aber, daß er aus ſich die Begrenzung entfernt, realiſiert er gleichſam erſt ſein Sein und bringt es ſo in das wahre Verhältnis zu aller übrigen Wirklichkeit. Daraus ergibt ſich auch ſeine Stellung zu allem Wahrnehmbaren.

Die ganze Tonart ſeines Nachworts aber verrät Ular als einen Denker, der nicht weit in ſich hinein gekommen iſt. Auch er gehört zu jener Sorte Aufgeklärter, denen Religion „nichts als Anthropomorphiſation des Unbekannten" iſt. Ginge es nach ihnen, müßte der Soziologe Haeckel der größte Religionsſtifter ſein. Der wähnt ja wohl, die Rätſel des Daſeins gelöſt zu haben. Es wäre jedenfalls die größte Anthropomorphiſation des Unbekannteſten.

Religion als Maſſenzuflucht mag Verfall des Religiöſen ſein. Das Religiöſe aber erfordert, daß man das Hineinreichen des Menſchlichen ins Ewig-Unbekannte, ins Göttlich-Verhangene gewahr wird. Es ergäbe ſogar ein Ver-

legen alles deſſen, was uns bekannt und vertraut iſt, ins Göttlich-Verhangene. Auch der Taoteking bewegt ſich in dieſer Richtung. Wie wäre er auch ſonſt ein religiöſes Dokument!

In „Laotſe und ich“ habe ich Laotſe zu Nietzſche in Verwandtſchaft gedacht: in dem Sinne, daß Wege, die dieſer freigelegt, noch zu jenem führen mögen. In Laotſe ſah ich ſchon damals, an Nietzſche gemeſſen, eine Erfüllung. Auch Ular ſetzt am Schluß ſeines Nachworts die Beiden zu einander in Beziehung. „Von Lao-Tſe zu Nietzſche“ meint er, „beſchreibt die Geſchichte des Wiſſens von den letzten Dingen eine Spirale. Beide ſind einander nahe. Wo aber iſt der Anfang und wo das Endglied der Kurve? Lao-Tſe müßte ein ferner Nachkomme Nietzſches ſein. Oder China iſt dreißig Jahrhunderte über Europa hinaus.“

Man merkt wohl: Ular hat auch hier keinen feſten Stand. Umſo herausfordernder formt er natürlich die Folgerungen. Aber weder braucht Laotſe ein ferner Nachkomme Nietzſches, noch China dreißig Jahrhunderte über Europa hinaus zu ſein. Sondern: Nietzſche iſt wohl auf dem Wege des Sicherſchließens und auf der Suche nach dem Vorbild zuſammengebrochen, während Laotſe die völlige Erſchloſſenheit, den reinen Menſchen, als Vorbild in ſich trug und ſein Werk danach geſtaltete. Und ein China, das ſeinen Laotſe erkennt, kennt gewiß keinen Glauben an eine Höherentwicklung; ſo kann es ſeinem Vorbild näher bleiben und über allen Fortſchritt hinaus ſein, indem es ſo auch dem Anfang näher iſt und weiß, daß am Anfang die Vollendung iſt. Unſer vermeintliches Fortſchreiten — als ein Fortſchreiten vom Einenden — iſt Niedergang; der wahre Fortſchritt iſt Rückkehr, iſt Inſichkehr: ſo belehrt mich der Taoteking. Ular jedoch läßt

Laotſe „mit Dingen, Tatſachen und Ideen operieren, wo wir nur vermenſchlichte Abbilder zur Verfügung haben“ und glaubt damit, die Operationsmittel Laotſes als höchſt überlegen hinzuſtellen. (Er vergißt dabei nur, daß der Menſch immer noch das höchſte Operationsmittel für den Menſchen iſt.) Er nimmt auch „Rückkehr“ nicht für Rückkehr zum Urſprung, nicht für Inſichkehr oder Heimkehr zu ſich, zur Verhangenheit der Herkunft. Sondern er ſetzt einmal an ihrer ſtatt „der ewige Kreislauf“, und ſeiner Meinung nach verträgt es ſich mit der Vorſtellung Laotſes, daß der Einzelne im Leben „zum Nichts wallt“.

Um das Fehlgehen Ulars beſſer erſichtlich zu machen, ſetze ich den betreffenden vierzigſten Spruch in den verſchiedenen Faſſungen der drei Vorlagen wie in meiner eigenen hierher.

Er lautet in der Bearbeitung Hartmanns:

Der Pfad des Tao geht rückwärts.
Die bezeichnende Eigenſchaft von Tao iſt Milde.
Alles in der Natur kommt vom Daſein
und das Daſein vom Nichtdaſein.

Bei Richard Wilhelm:

Rückkehr iſt die Bewegung des Sinns.
Schwachheit iſt die Aeußerungsart des Sinns.
Alle Dinge in der Welt entſtehen im Sein.
Das Sein entſteht im Nichtſein.

Bei Alexander Ular:

Der ewige Kreislauf iſt die Bahn der Bahn;
Das Laſſen iſt das Tun der Bahn.
Die Einzelnen Weſen wallen zum Leben,
im Leben wallen zum Nichts.

In meiner Faſſung:

Rückkehr iſt die Bewegungsrichtung des Anſchluſſes.
Nichttun iſt die Aeußerungsart des Anſchluſſes.
Es läßt das Leben aufgehen in das Sein;
Aufgehen in das Sein iſt Nichtſein.

III.

Ich habe mich noch über meine Betitelung des Taoteking auszuweiſen. Wie ſich mir plötzlich das Wortzeichen „Der Anſchluß“ für Tao einſtellte, ſagte ich ſchon. Mit der weiteren Benennung ging ich anfangs fehl. Dann kam mir der Gedanke, daß der dem „Tao“ folgende Wortlaut „Te-King“ nur eine nähere Bezeichnung des vorhergegangenen ſei. Die vielen Deutungen, denen Tao ausgeſetzt iſt, befürworteten dieſe Annahme. Auch das Wortzeichen „Der Anſchluß“ erlaubte nicht nur eine nähere Bezeichnung, ſondern verlangte dieſe geradezu.

Inzwiſchen erbrachte mir meine Schrift über Weininger eine kleine Auseinanderſetzung mit den Begriffen „Gewalt“ und „Befreiung“. Bei dieſem Anlaß kam ich dazu, mich gegen das von Weininger gebrauchte Zitat

„Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet“

mit dem Bedenken zu wenden: Was wäre der Menſch, der ſich von der höchſten Gewalt befreit hat? Worauf ich das Zitat dahin umprägte:

„Von dem Geſetz, das alle Weſen bindet,
befreit der Menſch ſich, der ſich zu ihm findet.“

Der Begriff „das Geſetz“ hat hier bereits für mich den Rang eines Höchſten und Ewigen: ſo wird er mir zugleich ein Verhangenes und Göttliches, und der Menſch, der in dieſes Geſetz aufgeht, der höchſte, der vorbildliche Menſch.

Im Verlauf meiner Ausführungen über Haeckers Schrift „Sören Kierkegaard und die Philoſophie der Innerlichkeit“, ſowie in meiner größeren (noch unveröffentlichten) Schrift „Der Chriſt Kierkegaards“ identifiziert ſich mir der vorbildliche Menſch immer mehr mit dem reinen Menſchen der

Vorzeit. Der reine Menſch der Vorzeit iſt aber das Vorbild der großen Weiſen des Oſtens: des Laotſe wie des Tſchuang-Tſe. Und das Aufgehen in das Geſetz fordert zunächſt den Anſchluß. So ergab ſich mir wie von ſelbſt: „Der Anſchluß an das Geſetz“ (gemeint iſt das verhangene göttliche Geſetz) als Benennung für den Taoteking.

„Der große Anſchluß“ zu ſagen, berechtigt wohl ſchon die Beſchaffenheit dieſes Anſchluſſes. Zudem ſteht im Texte der Wilhelmſchen Uebertragung öfters „Der große Sinn“. Aber auch die Ularſche Benennung „Die Bahn und der rechte Weg“ iſt nicht danach angetan, meine Auffaſſung zu widerlegen. Beſonders „Der rechte Weg“ will ſich dem Text der Sprüche nicht gut einordnen. (So ſieht ſich Ular z. B. im einundzwanzigſten Spruch genötigt, anſtatt „Der rechte Weg“ „Das Rechte“ zu ſetzen. Die Stelle lautet: „Das Rechte iſt die Erſcheinungsform der Bahn“.) Ja ſelbſt was Ular von der Hieroglyphe „Te“ ſagt, kann von der Richtigkeit der Bezeichnung „Der rechte Weg“ durchaus nicht überzeugen. Sie ſoll ſich nämlich „aus dem Bilde des Geradeausgehens und dem Bilde des Herzens“ zuſammenſetzen. Daraus konſtruiert ſich Ular „das ſeeliſche Geradeausgehen, den rechten Weg des Lebens“. Aber das Bild des Herzens könnte auch ein ewig in ſich Ruhendes bedeuten, daraus das immerwährende Leben ſtrömt; es wäre bereits ein Geſetzliches. Und das Geradeausgehen könnte ſich auf das Vorhergehende beziehen in dem Sinne, daß der Anſchluß die gerade, die unmittelbare Verbindung mit dem Geſetz herſtellt. Es wäre dann auch im Taoteking von dem Geſetz die Rede als von dem, was dem Anſchluß zugrunde liegt. Und nicht umgekehrt, wie es „Der rechte Weg“ erfordert, als deſſen Grundlage die Bahn erſcheint. Für das Leben bleibt

freilich der Anſchluß das Maßgebende, weil das Geſetz nur durch den Anſchluß vermittelt, das heißt: im Menſchen erſchloſſen wird.

Richard Wilhelm ſetzt für „Te“ ebenfalls „das Leben“; ſein Fehlgehen iſt, daß er für „Tao“ „der Sinn“ ſetzt. Tao als Weg genommen ergäbe: Der Weg zum Leben. Nichts anderes, nur in andere Beleuchtung gerückt, iſt der Anſchluß an das Geſetz. Dieſen pflegt Laotſe, der große Weiſe des Oſtens, der den reinen Menſchen der Vorzeit zum Vorbild hat. Jenen geht der Geiſtesmenſch, der „Chriſt“, der Chriſtus zum Vorbild hat. Die Weſensart der beiden Vorbilder iſt dieſelbe. So lebt im reinen Menſchen der Vorzeit bereits Chriſtus, und der reine Menſch findet ſich im Leben des Heilands wieder. Aber ein ſolches Leben hinterläßt nichts Greifbares. Was es hinterläßt, iſt wie ein Leuchten, das von den Berufenen der zeitlich zunächſt Stehenden aufgefangen und feſtzuhalten verſucht wird. Das ſo aber auch vom Weſen der Berufenen, die noch keine Vollendeten ſind, miterhält. Und das die Vollendetheit des reinen Menſchen darum auch nie vollkommen wiedergibt.

Doch geht in den wenigen Werken, die das Leuchten eines reinen Menſchen feſtzuhalten vermögen, immer noch ſoviel von der Vollendetheit des Vorbildes um, daß ſie gleichſam den Abglanz eines Ewigkeitstages widerſpiegeln und aus ſolcher Perſpektive zu dem zeitlichen Leben Stellung nehmen. Im Taoteking tritt dieſe Stellungnahme vielleicht noch ſchärfer hervor durch die außerordentliche Knappheit und Ausdrucksfähigkeit ſeiner Bilderſchrift. Manches in der Darſtellung mag auch durch ſernöſtliches Weſen bedingt ſein. Und der weiſen Kühle der Jahre des Ver-

faſſers verdankt das Feſthalten des reinen Menſchen im Werke wohl ſeine unſägliche Ruhe und Beſonnenheit.

Meine Wiedergabe des Taoteking kann darum auch nichts Erfüllendes ſein; das heißt: ſie kann nicht in allen Stücken der Urſchrift völlig gerecht geworden ſein. Aber ich glaube manche Stelle entſcheidend für die Aufnahme erſchloſſen zu haben. Daß ich mir manche Freiheit erlaubte, gebe ich gerne zu. Denn wo ich Mangel an Klarheit, oder einen Sinn vorgetäuſcht und Banales geſagt fand, erſetzte ich es eben durch meine eigene Auffaſſung. Laotſe gegenüber iſt dieſe ſicher beſſer zu verantworten als jenes.

Im Uebrigen half mir zuweilen auch das Zeitgeſchehen meinen Text ſchmieden. So heißt zum Beiſpiel im zweiundſiebzigſten Spruch der erſte Satz in der Bearbeitung aus dem Engliſchen: „Wenn die Menſchen gegenwärtige Gefahren nicht beachten, ſo gehen ſie den größten Gefährlichkeiten entgegen.“

Der Theoſoph Franz Hartmann deutet das ſo: „Wer den Keim des Irrtums nicht ausrottet, in dem wird er wachſen, feſt wurzeln und ſich ausbreiten“.

Bei Alexander Ular heißt es: „Wer nicht mehr mit Unglück rechnet, vergeht durch Unglück“.

Richard Wilhelm endlich ſagt: „Wenn die Leute das Furchtbare nicht fürchten, ſo naht das große Fürchterliche“. Und die Anmerkung hiezu lautet: „Das Furchtbare, das die Leute fürchten ſollen, iſt wohl der Tod“.

Mir ſchien dieſe letzte Faſſung wiederum die ehrlichſte und entſprechendſte; doch ſie iſt nicht klar genug. Da zeigte Karl Kraus in der „Fackel“, wie die Preſſe Wiens (und die Preſſe als ſolche iſt im Großen und Ganzen heute wohl überall von der gleichen Gemeinheit) anläßlich des Todes

einer alten Frau förmlich wetteiferte, vom Tode in einer Weiſe zu reden, als wäre er nicht mehr ernſt zu nehmen. Bald nachher brach der große Krieg aus. Nun hatte ich Klarheit; ich ſetzte: „Wenn die Leute den Tod nicht mehr ernſt nehmen, ſo zeigt ihnen das Leben ſeinen furchtbaren Ernſt“ Und ich glaube, daß ich mit dieſer Faſſung, die mir heute nach mehr als zweieinhalb tauſend Jahren das aktuelle Leben eintrug, die Größe und Unvergänglichkeit des Laoteking eher bezeuge als verletze.

So überlaſſe ich nun der Oeffentlichkeit dieſen Verſuch der Widergabe eines Dokumentes, das — wie kaum ein zweites — den Abglanz eines fernen vorbildlichen Lebens und deſſen Halt und Verankerung in kurzen Sprüchen feſthält, und das bereits fünfhundert Jahre vor Chriſtus das Einende im Menſchen verkündet.

Ago, Anfangs Dezember 1914
(zur Zeit des großen Krieges)

Erſter Teil: Der Anſchluß

Erſter Spruch

Der Anſchluß, den man herſtellen kann, iſt nicht der große Anſchluß;
der Zuſtand, den man ausdrücken kann, iſt nicht der große Zuſtand.
Unherſtellbar und unausdrückbar iſt das Weſen des ungetrennten Seins.
Benennung iſt Werden der Teilheiten.
Darum: Wer zum Ganzen ſtrebt, wird das Sein gewahr;
Wer zu einer Teilheit ſtrebt, wird des Scheines gewahr.
Im Grunde doch gibt es nur Eines.
Daß es mehrfach wird, erzeugt erſt die Gegenſätze.
Dieſes Einsſein im Grunde iſt unergründlich:
ſo bleibt es Geheimnis.
Es verſchließt wie ein Tor die Offenbarwerdung aller Kräfte.

*

Zweiter Spruch

Dadurch, daß das Schöne beſtimmt wird,
ergibt ſich auch das Häßliche.
Dadurch, daß das Gute beſtimmt wird,
ergibt ſich auch das Schlechte.
So ergibt dem Weſen nach das Sein das Nichtſein,
der Wahrnehmung nach das Mögliche das Unmögliche,
dem Raume nach das Große das Kleine,
dem Range nach das Hohe das Niedere,
dem Tone nach das Laute das Leiſe,
der Zeitlichkeit nach das Vorher das Nachher.

Darum auch der Vollendete:
Er lebt ohne zu beſtimmen,
er belehrt ohne zu lehren,
er beſchenkt ohne zu werten,
er ſchafft und vermehrt nicht,
er ſpendet und beſitzt nicht,
er verlangt und behält nicht.
Und eben weil er nicht behält,
bleibt er immer in Fülle.

*

Dritter Spruch

Das Verdienſtvolle nicht auszeichnen:
ſo verhütet man die Eiferſucht.
Das Koſtbare nicht überſchätzen:
ſo verhütet man die Beſitzgier.
Den Aufwand nicht übertreiben:
ſo verhütet man die Begehrlichkeit,
die das Herz verwirrt.
Darum auch der Vollendete:
Er bevorzugt nicht,
er überſchätzt nicht,
er hält fern, was zur Begehrlichkeit anreizt.
So wird das Volk im Marke ſtark,
im Herzen wunſchlos.
Es beirrt die Wiſſensbetörten im Handeln.
Das Nicht-handeln ſtellt ſich ein:
ſo kommt das Einende zur Geltung.

*

Vierter Spruch

Der Anſchluß iſt weſenlos und verbindet doch mit allen Weſen.
Unerkenntlich benimmt er die Kenntlichkeit der Dinge.
So ſtumpft er das Scharfe,
entwirrt das Wirre,
tilgt allen Schein,
eint mit der Herkunft.
Er iſt nicht das Licht und bewirkt doch das Licht.
Er war früher herrſchend im Menſchen als irgend ein Herrſcher.

*

Fünfter Spruch

Das Allwährende kennt kein Lieben.
Ihm iſt alles Leben nur eine Daſeinsform,
die es wiederum aufgibt, ſobald ſie verbraucht iſt.
So auch der Vollendete: er kennt kein Lieben.
Ihm iſt das Leben nur eine Daſeinsform,
die er aufgibt, ſobald ſie verbraucht iſt.
Das Allwährende gleicht einem Blaſebalg:
ſeine Leere bedingt ſeine Fülle,
und er füllt ſich, indem er ſich bewegt.
So auch der Vollendete:
Worte erſchöpfen ihn nicht;
und indem er ſich ausgibt,
kommt er zur Fülle.

*

Sechster Spruch

Das Urſeiende wandelt ſich nicht.
Es iſt das Ewig-Mütterliche.
Des Ewig-Mütterlichen Geſtaltungsgabe
iſt der Urſprung von Himmel und Erde.
Stetig gebärend bedarf es nie der Befruchtung.

*

Siebenter Spruch

Himmel und Erde haben Dauer.
Weil ſie nicht das Vergängliche leben,
darum haben ſie dauerndes Leben.
So auch der Vollendete:
Sich verlierend, gewinnt er ſich;
ſich verſchwendend, erwirbt er ſich;
ſich aufgebend, behält er ſich.

*

Achter Spruch

Wahre Güte gleicht dem Waſſer:
es gibt allen Dingen Raum ohne Streit,
es weilt an abgelegenſten Orten.
So fördert ſie den Anſchluß.
Sie zeigt ſich:
Im Berufe als Verantwortlichkeit,
im Denken als Tiefe,
im Reden als Wahrhaftigkeit,
im Walten als Ordnung,

im Wirken als Vermögen,
im Tun als Rechtzeitigkeit.
Wer ſolche Güte übt,
befreit ſich vom Leide.

*

Neunter Spruch

Wo man nicht ſtille hält, kann man nicht einfüllen;
Wo man beſtändig ſchärft, kann man nicht wahren;
Wo man Schätze anhäuft, kann man nicht ſichern.
Ungezügelte Beſitzgier zeugt Unheil.
Sein Leben in Zurückgezogenheit vollenden:
Das iſt im Sinne des Anſchluſſes.

*

Zehnter Spruch

Völliges Sicherſchließen führt zur Einheit mit allem:
es ermöglicht Unvergänglichkeit.
Völliges Sichbeſcheiden bringt die Einfalt zur Herrſchaft:
es ermöglicht wie ein Kindlein zu werden.
Völlige Inſichſchau bewirkt Reinigung von Begehrlichkeit:
es ermöglicht Geiſtesfreiheit.
Völlige Fühlungnahme mit den Untergebenen erzeugt gegenſeitiges Dienen:
es ermöglicht Ordnung ohne Verordnung.
Völlige Hinnahme des Geſchicks als Gabe des Himmels:
es ermöglicht, daß das Ewige fruchtbar wird.
Völliges Klarſehen aus dem Bewußtſein ſeines Unwiſſens:
es ermöglicht die Preisgabe des Wiſſens.

Schaffen und nicht erwerben,
erhalten und nicht beſitzen,
wachſen und nicht anhäufen,
vollenden und nicht herrſchen:
ſo zeigt ſich das verhangene Geſetz.

*

Elfter Spruch

Dreißig Speichen umgeben die Nabe;
Doch erſt die Leere zwiſchen ihnen macht das Weſen des Rades aus.
Aus Thon formt man Gefäße;
Doch erſt die Leere in ihnen macht das Weſen des Gefäßes aus.
Aus Wänden, in die man Fenſter und Türen bricht, entſteht das Haus;
Doch erſt die Leere innerhalb der Wände macht das Weſen des Hauſes aus.
Darum: das Formbare beſtimmt das Ausſehen,
das Nichtformbare die Weſenheit.

*

Zwölfter Spruch

Zu grelle Farbe ſtumpft das Schauen,
zu lauter Schall ſtumpft das Hören,
zu ſtark Gewürztes ſtumpft den Geſchmack,
zu heftige Leidenſchaft ſtumpft das Gefühl,
zu große Genußgier ſtumpft das Erkennen.
Darum auch der Vollendete:
Er erhält ſein Selbſt und nicht die Umwelt;
er geht in ſich hinein und entläßt das Außen.

*

Dreizehnter Spruch

Schande iſt dasſelbe wie Furcht;
Ehre iſt dasſelbe wie Ichwahn.
Was beſagt: Schande iſt dasſelbe wie Furcht?
Schande iſt erniedrigend;
erniedrigend, weil man ſie als erniedrigend fürchtet.
Mit dem Sich-Nichtmehrfürchten
iſt auch die Schande nicht mehr:
So iſt Schande dasſelbe wie Furcht.
Was beſagt: Ehre iſt dasſelbe wie Ichwahn?
Ehre iſt erhöhend;
erhöhend, weil man ſich durch ſie erhöht wähnt.
Mit dem Sich-Nichtmehrerhöht-Wähnen
iſt auch die Ehre nicht mehr:
So iſt Ehre dasſelbe wie Ichwahn.
Darum: Wer zu ſich ſelber findet,
nimmt Abſtand von der Wertung der Welt.
Wer dieſes Selbſt lebt,
ſteht über der Welt.

*

Vierzehnter Spruch

Man ſchaut es, doch überſchaut es nicht:
es iſt unüberſchaubar.
Man hört es, doch erhorcht es nicht:
es iſt unerhorchbar.
Man faßt es, doch erfaßt es nicht:
es iſt unerfaßbar.
Dieſe Dreiheit iſt untrennbar und bildet Eines.
Seine Oberfläche iſt nicht erhellt,

ſein Grund iſt nicht verdunkelt.
Es reicht zurück ins Nichtſein:
So hat es geſtaltloſe Geſtalt,
ſo iſt es weſenloſes Weſen.
Indem es ſich findet, verliert es ſich.
Geht man ihm entgegen, zeigt ſich kein Geſicht;
entfernt es ſich, zeigt es keine Rückſeite.
Es iſt ſo: Wer den Anſchluß hat,
iſt Herrſcher über das Daſeinsgeſchehen;
er iſt verbunden mit dem nicht wahrnehmbaren Sein,
dem Nichtſein:
Es iſt des Anſchluſſes nichtendende Verbindung.

*

Fünfzehnter Spruch

Die vorbildlichen Alten waren geeint mit den unſichtbaren
Kräften.
So waren ſie tief, daß man ſie nicht erkennen konnte.
So entzog ſich ihre Größe der äußeren Wahrnehmung.
Sie waren vorſichtig, wie wer im Winter über den Strom
ſetzt,
wachſam, wie wer um ſich Feinde vermutet,
zurückhaltend wie Fremdlinge,
zurückweichend vor Marktlärm wie Schnee vor der Sonne,
ſchlicht wie unbehauenes Holz,
umwandet wie eine Talung,
undurchſichtig wie trübes Waſſer.
Wer vermöchte (wie ſie) ſolche Trübe durch Unbewegtheit
zu klären?
Wer vermöchte (wie ſie) ſolche Unbewegtheit durch ſeine
Bewegtheit zu erreichen?

Sie hatten den Anſchluß: ſo waren ſie ſich ſelbſt genug
und mieden den Fortſchritt.
Im Geringſein fanden ſie ihre Vollendung.

*

Sechzehnter Spruch

Tut einer alles von ſich ab, was nicht er ſelbſt iſt, wird es
ſtille in ihm.
So fühlt er den Zuſammenhang aller Weſen.
Er ſchaut ſie in ſich zurückkehren:
ſie entlaſſen alles Angenommene
und wenden ſich zurück zum Urſprung.
Rückkehr zum Urſprung iſt Rückkehr zur Beſtimmung.
Rückkehr zur Beſtimmung iſt Aufnahme des Ewigen.
Das Ewige aufnehmen iſt Weisheit.
Wer das Ewige nicht aufnimmt, verweilt in Blindheit.
Wer aber das Ewige aufnimmt, feſtigt ſein Sein.
Feſtigkeit des Seins verleiht Stärke.
Stärke verleiht Unbewegbarkeit.
Unbewegbarkeit führt zum Anſchluß.
Der Anſchluß erbringt Dauer.
Und iſt alles Angenommene abgelegt,
erleidet das Selbſt kein Uebel mehr.

*

Siebzehnter Spruch

Die ganz Großen wurden als Herrſcher nicht geſpürt,
Weniger Große werden geliebt und gelobt,
Mindere werden gefürchtet,
Noch Mindere werden mißachtet. —

Erſt wo Höherem vertraut wird,
ſammelt ſich das Vertrauen.
Wortklarg aus Wortwertung
fand bei jenen das Werk Erfüllung:
Und das Volk glaubte ſich ſelbſtändig.

*

Achtzehnter Spruch

Der große Anſchluß kam abhanden:
es erbrachte die Teilwertung der Dinge.
Satzung und Sitte kamen auf:
es erbrachte die großen Lügen.
Die Blutsverwandten wurden uneins:
es erbrachte Kindespflicht und Verwandtſchaftsgebot.
Das urſprüngliche Gemeinweſen verlor ſich:
es erbrachte Spaltung in Völkertum.

*

Neunzehnter Spruch

Das Wiſſen preisgeben, die Berechnung verwerfen:
und das Gemeingefühl wird ſich hundertfach vermehren.
Die Pflicht preisgeben, die Sittlichkeit verwerfen:
und Liebe und Familienſinn werden wiederkehren.
Den Ehrgeiz preisgeben, die Gewinnſucht verwerfen:
und Schelme und Diebe wird es nicht mehr geben.
Solche dreifache Grundſätzlichkeit iſt nicht erfüllbar durch
Zuſammenſtehen.
Sie hat als Vorbedingung: Einzeln ſein,
Feſthalten an der Lauterkeit,
Bewahrung der Einfachheit, die ſich ſelber genügen will.

*

Zwanzigſter Spruch

Verſtand iſt Verſchließung des Lebens.
Ob man ſo oder ſo bejaht — wie nichtig!
Ob man ſo oder ſo handelt — wie wichtig!
Handeln wie alle Welt: Einſichtgeborene Pflicht?
O verwerfliche Trübſicht!
Allewelt wird leicht fortgeſchwemmt von oberflächlicher Freude:
ein Feiertag, eine Frühlingsnacht ....
Ich hingegen, tief ankernd am Grund des Gefühlsſtroms,
bin heiter und ſtill in der Freude gleich wie ein Kindlein.
Ich lebe und webe ... mich fort und fort wandelnd.
Allewelt wünſcht das Hinzu;
Ich hingegen erſehne das Hinweg.
Ich bin linkiſch im Leben, entrate des Zweckſinns! ...
Allewelt weiß;
Ich hingegen hab wirre Gedanken! ...
Allewelt hat Gemeinſchaftstrieb;
Ich hingegen liebe die Oede der Einſamkeit:
O Einöde, hab ich noch nicht deine Mitte erreicht! ...
Ich walle wie das Meer, immerfort ziellos ...
Allewelt hat Erfahrung;
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor! ...
Ich bin anders als allewelt,
bin fremd unter den Menſchen:
Doch ich bin
und nähre mich von meiner Mutter Bruſt!

*

Einundzwanzigſter Spruch

Das Freiwerden des Geſetzes bewirkt der Anſchluß.
Dieſe Wirkung des Anſchluſſes iſt unwahrnehmbar und undarſtellbar.
Unwahrnehmbar und undarſtellbar geht in ihm das Schauen um,
Unwahrnehmbar und undarſtellbar geht in ihm das Fühlen um,
Unwahrnehmbar und undarſtellbar geht in ihm das Leben um.
Dieſes Leben iſt in der Wahrheit.
Ihm entſtammt das reine Menſchentum.
Solches Leben kennt kein Vergehen.
Von Anbeginn bis heute iſt es unverändert.
Es verbindet mit dem Urgrund des Seins.
Wie weiß ich das?
Eben durch ſolches Leben.

*

Zweiundzwanzigſter Spruch

Geringes wird erhöht,
Biegſames erſtarkt,
Leeres wird voll,
Altes wird neu,
Wenig wird mehr,
Zu Reichliches verfällt.

So auch der Vollendete:
Er ſteht für ſich allein und wird Vorbild der Geſamtheit;
Dienſtbar den Regungen in ſich, erſtarkt er;
Empfangend ſich preisgebend, kommt er zur Fülle;

Das Urſprüngliche aufzeigend, erhält er verjüngteſte Leuchte;
Anſpruchslos für ſich, vermehrt er ſein Nichtbedürfen.
So bewährt ſich der alte Spruch:
„Geringes wird erhöht"!
Der Vollendete erweiſt deſſen Wahrheit.

*

Dreiundzwanzigſter Spruch

Weniger Berechnung, dann geht das Handeln beſſer.
Ein Orkan überdauert nicht den Tag.
Ein Platzregen währt keinen Morgen lang.
Und weſſen Schöpfung ſind ſie?
Des Himmels und der Erde.
Wenn nun ſelbſt Schöpfungen des Himmels und der Erde
nicht Beſtand haben,
um wie viel weniger Schöpfungen der Menſchen.
Darum: Im Handeln den Anſchluß walten laſſen:
um eins zu werden mit der Macht des Anſchluſſes.
Das Geſetz walten laſſen:
um eins zu werden mit der Kraft des Geſetzes.
Die Verlorenheit walten laſſen:
um eins zu werden mit dem Weſen der Verlorenheit.
So du eins biſt mit der Macht des Anſchluſſes,
wirkt dieſer für deine Erhaltung.
So du eins biſt mit der Kraft des Geſetzes,
wirkt dieſes für deine Erhaltung.
So du eins biſt mit dem Weſen der Verlorenheit,
wirkt dieſe für deine Erhaltung.
Nur Gleichwertiges findet vor dem Ewigen Beſtand.

*

Vierundzwanzigſter Spruch

Wer auf den Zehen ſteht, ſteht nicht feſt;
Wer mit geſpreizten Beinen geht, kommt nicht vorwärts;
Wer ſelber leuchten will, iſt nicht erleuchtet;
Wer ſich hervortun will, iſt nicht ſelbſtändig;
Wer hoch hinaus will, iſt im Niedergang;
Wer nach Macht ſtrebt, iſt nicht eigenmächtig.
Alles das iſt, im Sinne des Anſchluſſes, nichtiges Tun;
Wer den Anſchluß hat, hält ſich ihm fern.

*

Fünfundzwanzigſter Spruch

Das Urſeiende kennt keine Trennung von Himmel und Erde:
ſo tief, ſo ſtill, ſo eines iſt es!
Ewig ſich gleich bleibend, kennt es keine Unſicherheit.
Ewig ſich wandelnd, kennt es keinen Wechſel.
Man kann es faſſen als Mutter alles Seins.
Ich weiß ſeinen Namen nicht,
aber der Menſch erſchließt es ſich im Anſchluß.
Mich mühend, ſeine Art zu künden, nenne ich es: groß.
Groß: das iſt unermeßlich.
Unermeßlich: das iſt unnahbar fern.
Unnahbar fern: das iſt in ſich zurückkehrend.
Darum: der Anſchluß iſt Großes,
der Himmel iſt Großes,
die Erde iſt Großes,
und der Menſch iſt Großes.
So gibt es vier erſte Größen im Daſein;
eine davon iſt der Menſch.
Der Menſch iſt der Erde unterworfen,

die Erde iſt dem Himmel unterworfen,
der Himmel iſt dem Anſchluß unterworfen,
der Anſchluß iſt ſich ſelber unterworfen.

*

Sechsundzwanzigſter Spruch

Die Schwere iſt die Tiefe des Leichten,
die Ruhe iſt die Tiefe der Bewegung.
Darum auch der erſchloſſene Menſch:
er trennt ſich nicht von der Schwere, was immer er tun mag;
er zeigt ſich in der Bewegung nicht bewegt;
er weilt in ſich.
So auch der Herrſcher:
Er wird das Herrſchen nicht leicht nehmen,
er wird von der Bewegung nicht bewegt werden.
Durch Leichtnehmen verliert man den Halt der Tiefe;
durch Bewegtheit verliert man die Ruhe der Herrſchaft.

*

Siebenundzwanzigſter Spruch

Guten Geher trägt das Gehen,
Guten Redner lenkt die Rede,
Guten Rechner hemmt keine Berechnung,
Gutem Schließer hält der Verſchluß ohne Schloß und Riegel,
Gutem Binder hält das Gebundene ohne Band und Ring.
So auch der Vollendete:
Immer getragen, erträgt er die Mitmenſchen;
Immer gelenkt, weiß er ſtets Rat und Hilfe;
Immer ohne Berechnung, iſt er allzeit erleuchtet.
So hat ſein Tun zweifachen Wert:
Es macht die Berufenen zu Bildnern der Unberufenen;

es macht die Unberufenen zum Bildungsſtoff für die Berufenen.
Seine Bildner ſchätzen, ſeinen Bildungsſtoff lieben:
das bildet das Rückgrat natürlichſter Ordnung,
das iſt von weſentlicher Bedeutung.

*

Achtundzwanzigſter Spruch

Wer die Kraft ſeines Willens gewahr wird
und dennoch in Willigkeit verharrt,
treibt in der Strömung des Allgeſchehens.
Wer in ſolcher Strömung treibt,
vergeht ſich nicht mehr gegen das Geſetz;
ſo kann er wieder gelenkt werden wie ein Kindlein.

Wer ſein eigenes Leuchten gewahr wird
und dennoch im Dunkel verharrt,
bekundet das Weſen des Allgeſchehens.
Wer ſolches Weſen bekundet
eröffnet in ſich das Geſetz:
ſo kann er wieder ſich einig fühlen als Einzelner.

Wer ſeinen Wert gewahr wird
und dennoch in Verruf verharrt,
erreicht die Tiefe des Allgeſchehens.
Wer ſolche Tiefe erreicht,
iſt erfüllt von dem Geſetz:
ſo kann er ſich wieder der Einfalt überlaſſen.
Einfalt iſt die Betätigung der Vollkommenheit.
Der Vollendete, ſie übend, wird Herrſcher der Herrſcher:
durch Aufgehen in das höchſte Herrſchen
erlangt er höchſtes Herrſchen.

*

Neunundzwanzigster Spruch

Das Erdreich regieren wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es regieren wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken.
Denn jedes Tun zeitigt eine Gegenwirkung.
Hier bringt es hinauf, dort herunter;
hier entfacht es Begeisterung, dort Niedergeschlagenheit;
hier löst es Kraft aus, dort Erschlaffung;
hier ist es Gewinn, dort Verlust.
Darum auch der Vollendete:
Er meidet Tatenlust,
er meidet Tatenprunk,
er meidet Tatenlohn.

*

Dreißigster Spruch

Im Sinne des Anschlusses herrschen
ist herrschen ohne Gewalt.
Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.
Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.
Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit.
Der Tüchtige braucht nicht Gewalt.
Er ist tapfer, ohne sich zu rüsten;
er ist tapfer, ohne sich zu brüsten;
er ist tapfer, ohne Anspruch auf Verdienst;
er ist tapfer, ohne Anwendung von Strenge;
er ist tapfer, ohne Machtbegehren.

Was darüber iſt, iſt Uebereifer.
Uebereifer entbehrt des Anſchluſſes.
Was nicht den Anſchluß hat, iſt nicht von Dauer.

*

Einunddreißigſter Spruch

Gewalt herrſcht nicht im Bereich des Anſchluſſes.
Kraft iſt wider Gewalt.
Der Edle erſtrebt das Gewaltloſe.
Waffen ſind nicht Werkzeug des Edlen und Weiſen;
nur genötigt, gebraucht er ſie.
Er freut ſich auch nicht des Sieges durch Waffengewalt.
Wie könnte er ſich der Vernichtung vieler Menſchenleben freuen!
Wer ſich ſolcher Vernichtung freute, kann des Erdreichs nicht froh werden.

Frohheit ſtellt ſich auf geringen Platz,
der Ehrenplatz iſt für den Leidbetroffenen.
Bei Freudenfeſten gilt die Linke als Ehrenplatz,
die Trauerfeier kennt die Rechte als Ehrenplatz,
die Siegesfeier ſieht den Untergebenen links, den Anführer rechts:
ſolche Anordnung entſpricht der Trauerfeier.
Menſchenleben-Vernichtung iſt zu beweinen.
Sieg durch Gewalt verlangt Trauer.

*

Zweiunddreißigſter Spruch

Der Anſchluß in ſeiner Raum- und Zeitloſigkeit
kennt keine Namen.

Als Einheit erfaßt er das All;
ſo erlangt jedes Ding die Einfachheit ſeines Urſprungs.
Das Jenſeits fließt in das Diesſeits:
ſo fließt himmliſcher Befruchtung Tau
und tilgt alle Grenzen.
Doch erſt äußere Begrenzung bewirkt Benennung:
ſo hat jede Benennung ihre Bedingtheit.
Das Wiſſen um ſolche Bedingtheit wahrt vor Verwirrung.
Der Anſchluß verhält ſich zum Erdengeſchehen
wie ein grenzenloſes Talbett zu den Bächen und Strömen,
die es durchziehen.

*

Dreiunddreißigſter Spruch

Andere erkennen iſt klug,
ſich ſelber erkennen iſt weiſe;
Andere lenken iſt Macht;
ſich ſelber lenken iſt Erleuchtung;
Sich ſelber durchſetzen iſt Kraft,
ſich ſelber aufgeben iſt Reichtum;
Nicht Zeitliches feſthalten iſt Ewigkeit,
nicht vergehen mit dem Tode iſt Unſterblichkeit.

*

Vierunddreißigſter Spruch

Der große Anſchluß iſt allverbindend,
Hier und Dort iſt aufgehoben in ihm.
Das All ſtrömt aus ihm, ruht in ihm,
und jedes Geſchöpf erhält ſeinen Anteil.
Das Werk wird vollbracht, und es gibt kein Verdienſt;

die Geſchöpfe ſind untertan, und es gibt keinen Herrn.
Aufgehen ins All — wie macht es gering!
Aufnehmen das All — wie macht es groß!
So auch der Vollendete:
Er ſtrebt nicht nach Größe,
das Große erfüllt ihn.

*

Fünfunddreißigſter Spruch

Wer ſich die große Urſprünglichkeit wahrt,
hält allem Geſchehen Stand.
Was auch kommt, es verletzt nicht.
Stille, Freiheit, Selbſtſeligkeit ſind ſein eigen.
Du wanderſt als Fremdling deinen Weg,
bei dir verweilend wie bei Melodien.
Von dem Anſchluß berührt, wird der Mund ſtumm;
das Auge ſchaut und gewahrt Nicht-Sehbares;
das Ohr horcht auf und vernimmt Nicht-Hörbares;
das Aufgehen in ihn aber macht dich unerſchöpflich.

*

Sechsunddreißigſter Spruch

Was klein wird, muß zuerſt groß ſein;
Was ſchwach wird, muß zuerſt ſtark ſein;
Was gering wird, muß zuerſt erhöht ſein;
Was leer wird, muß zuerſt gefüllt ſein.
Hierin liegt die verborgene Zuſammengehörigkeit.
So iſt weich nur eine Abſtufe von hart;
ſchwach nur eine Abſtufung von ſtark.

Aber wie der Fiſch nicht leben kann außerhalb ſeines Elementes, des Waſſers,
ſo auch der Menſch nicht außerhalb der Unerforſchlichkeit ſeines Weſens.

*

Siebenunddreißigſter Spruch

Der Anſchluß, verweilend im Nichttun, bewirkt alles Tun.
Er iſt Vorbild der Ordnung.
Hätten ihn Herrſcher, es ordnete ſich alles von ſelber.
Doch jeder ordnet nach ſeinem Vorteil.
Ich aber halte feſt an meiner Einfalt, die nichts weiß.
So weiß ich auch nichts von Vorteil.
Das Nichtwiſſen um den Vorteil erbringt die Wunſchloſigkeit.
Wunſchloſigkeit führt zur Ruhe in ſich:
Alſo wird das Einende frei.

Zweiter Teil: Das Geſetz

Achtunddreißigſter Spruch

Was Geſetz iſt, trachtet nicht Geſetz zu werden.
Die Geſetze der Menſchen trachten Geſetz zu werden:
also ſind ſie nicht Geſetz.
Das Geſetz beſtimmt nicht und beabſichtigt nicht.
Die Geſetze der Menſchen beſtimmen und beabſichtigen.
Die Liebe beſtimmt, doch beabſichtigt nicht.
Die Rechtſprechung beſtimmt und beabſichtigt.
Die Sittlichkeit lebt von Beſtimmungen und Abſichten;
ſo bedarf ſie der Gewalt zu ihrem Beſtand.
Darum: Mit dem Anſchluß kommt auch das Geſetz abhanden.

Fehlt das Geſetz, ſo kommt die Liebe hoch.
Fehlt die Liebe, ſo kommt die Rechtſprechung hoch.
Fehlt die Rechtſprechung, ſo kommt die Sittlichkeit hoch.
Sittlichkeit iſt Schein, iſt Trugbild der Liebe und des Zerfalls Beginn.

Darum auch der Vollendete:

Er läßt vom Schein und hält ſich an das Sein:
er entzieht ſich der Teilheit und bringt ſich zum Ganzen;
er geht in ſich hinein und entläßt das Außen.

*

Neununddreißigſter Spruch

Sein iſt Vollzug des All-Einen.
So erlangte der Himmel ſeine Helle,
ſo erlangte die Erde ihre Feſtigkeit,
ſo erlangte die Seele ihr Bewußtſein,

ſo erlangte das Räumliche ſeinen Inhalt,
ſo erlangte jedes Geſchöpf ſein Leben,
ſo erlangte der Herrſcher das Richtmaß für ſeine Herrſchaft.
Dies alles iſt durch das All-Eine.
Ohne die ſo erlangte Helle verlöſchte der Himmel,
ohne die ſo erlangte Feſtigkeit zerbräche die Erde,
ohne das ſo erlangte Bewußtſein zerflöſſe die Seele,
ohne den ſo erlangten Inhalt ſchwände das Räumliche,
ohne das ſo erlangte Leben gäbe es kein Geſchöpf,
ohne das ſo erlangte Richtmaß verdürbe die Herrſchaft.
Denn das Herrſchen hat das Dienen als Grundlage.
Hoch beruht auf Nieder.
Darum: Der Herrſcher fühlt ſich als Werkzeug,
vereinſamt als Untertan ewiger Ordnung,
verwaiſt als Angehöriger ſolcher Gebundenheit.
So iſt er Beſtandteil, der dem Vollzug des Ganzen dient.
So zerbrechend die brüchige Unförmlichkeit gewaltſamer Ordnung,
erhält das Herrſchen des Edelſteins harte geregelte Form.

*

Vierzigſter Spruch

Rückkehr iſt die Bewegungsrichtung des Anſchluſſes;
Nichttun iſt die Aeußerungsart des Anſchluſſes.
Es läßt das Leben aufgehen in das Sein;
Aufgehen in das Sein iſt Nichtſein.

*

Einundvierzigster Spruch

Der wahrhaft Weiſe, der zum Anſchluß findet, läßt nicht mehr von ihm.
Der weniger Weiſe, der zum Anſchluß findet, verliert ihn wieder.
Unweiſes Wiſſen aber weiß nichts vom Weſen des Anſchluſſes;
ſo ſpottet es über ihn, wo immer es von ihm hört.
Kennte ſolches Wiſſen den Anſchluß, könnte dieſer nicht der große Anſchluß ſein.

Darum prägte ein Weiſer die Worte:
Der Lichtquell des Anſchluſſes iſt die Verhangenheit,
der Fortſchritt des Anſchluſſes iſt die Rückkehr,
die Ganzheit des Anſchluſſes iſt höchſte Vereinzelung.
Das Geſetz in ſeiner Größe tritt nicht in Erſcheinung.
Die größte Klarheit erſcheint als Verwirrung.
Das Geſetz in ſeiner Weite erſcheint als Enge.
Das Geſetz in ſeiner Stärke erſcheint als Schwachheit.
Das Unveränderliche erſcheint als Veränderlichkeit.
Endloſe Vierſeitigkeit kennt keine Ecken.
Endloſer Raum kann nicht gefüllt werden.
Endloſer Ton macht ſich nicht hörbar.
Endloſes Bild nimmt nicht Geſtalt an.
So vollbringt der Anſchluß in Verborgenheit;
er entzeitigt Anfang und Ende.

*

Zweiundvierzigſter Spruch

Der Anſchluß zeitigte Einheit.
Einheit zeitigte Zweiheit.
Zweiheit zeitigte Dreiheit.
Dreiheit zeitigte die Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe

Alle dieſe Geſchöpfe ſtehen, ihrer Herkunft nach, im Nicht-
offenbaren;
ihrer Erſcheinung nach im Offenbaren.
Was ſie eint, iſt der Atem des Unenträtſelbaren, das in
allem vorhanden iſt.
Die Vielen doch ſcheuen, was die Einzelnen leben:
Geringſein, verwaiſtſein, vereinſamtſein.
Dem Geringſein wird noch Erhöhung,
der Ueberhebung folgt Erniederung.
Solches erweiſt das Geſchehen. Ich lehre noch:
Der Willfährige, der das Geſchehen lebt, erreicht nicht ſein
Ende.
Das ſoll die Grundlage meines Tuns ſein.

*

Dreiundvierzigſter Spruch

Das Nachgiebigſte auf Erden übertrifft in der Selbſtbehaup-
tung auch das Hartnäckigſte auf Erden.
Das Nichtſeiende (das in das Sein Aufgehende) durchdringt
auch das verſchloſſenſte Sein.
Es zeigt die Ueberlegenheit des Tun-Erleidens.
Lehren durch Nichtlehren, ſich betätigen durch Nichttun
iſt ein Seltenſtes unter den Menſchen.

*

Vierundvierzigſter Spruch

Was ſteht näher: Der Ruf oder das Ich?
Was gilt mehr: Das Ich oder der Beſitz?
Was iſt ſchlimmer: Erwerben oder Verlieren?

Es iſt ſo:
Wer Aeußerem nachhängt, verläßt notwendig Größeres.
(Alſo wird Erwerb Verluſt.)
Wer viel Beſitz anhäuft, verengt notwendig ſein Inneres.
(Alſo verarmt das Ich durch Beſitz.)
Wer auf ſeinen Ruf zuviel bedacht iſt, entfernt ſich notwendig von ſeinem wahren Weſen.
(Alſo entfernt der Ruf das Ich.)
Weſſen Ich ſich auf ſich ſelbſt beſchränkt,
kommt nicht in Gefahr, ſich an Vergängliches zu verlieren
und erlangt ſo Unvergänglichkeit.

*

Fünfundvierzigſter Spruch

Höchſte Vollkommenheit muß wie Mangel ausſehen:
ſo bleibt ſie höchſte Vollkommenheit.
Höchſter Beſitz muß wie Nichtbeſitz ausſehen:
ſo bleibt er höchſter Beſitz.
Höchſte Gerechtigkeit bleibt Nicht-Rechten.
Höchſte Weisheit bleibt die Einfalt.
Höchſte Verlautbarung bleibt die Stille.
Bewegung bezwingt Kälte,
Ruhe bezwingt Hitze.
So bleibt das Allwährende das Richtmaß des Menſchen.

*

Sechsundvierzigſter Spruch

Iſt der Anſchluß herrſchend auf Erden,
ſo helfen Soldatenpferde beim Pflügen.
Iſt der Anſchluß abhanden gekommen auf Erden,

zerſtampfen die Pferde der Krieger die Aecker.
Keine größere Verirrung gibt es als Herrſchſucht,
Kein größeres Uebel gibt es als Beſitzgier,
Keinen größeren Mangel gibt es als Mangel an Genügſamkeit.
Denn erſt Genügſamkeit ermöglicht dauerndes Genügen.

*

Siebenundvierzigſter Spruch

Ohne aus dem Hauſe zu gehen, macht man die größte Bekanntſchaft.
Ohne aus dem Fenſter zu ſehen, kommt man zur weiteſten Ausſicht.
Wer ſich viel umſieht, erkennt wenig.
Darum auch der Vollendete:
Er lernt kennen ohne zu reiſen;
Er erkennt ohne ſich umzuſehen;
Er vollendet ohne zu handeln.

*

Achtundvierzigſter Spruch

Wer das Erlernen pflegt, häuft an;
Wer den Anſchluß pflegt, legt ab.
Er verringert ſein Tun immer mehr und mehr,
bis er anlangt beim Nichttun.
Durch Nichttun bleibt nichts ungetan.
Das Einende wird erſt dem zuteil,
der nicht mehr tun will.
Gewolltes Tun erlangt nicht das Einende.

*

Neunundvierzigſter Spruch

Der Vollendete ſorgt nicht für ſich;
er ſchaut das Fürſichſorgen der Anderen als Quell der Sorgen.

Gut ſein zu den Guten
und gut ſein auch zu den Nichtguten;
denn das Geſetz erheiſcht Güte.
Redlich ſein zu den Redlichen
und redlich ſein auch zu den Nichtredlichen;
denn das Geſetz heiſcht Redlichkeit.

So lebt der Vollendete verloren unter den Vielen,
aber er erhält ſich das Einende.
Die Vielen ſtarren ihn ſtaunend an;
er aber betrachtet ſie alle als unmündige Kinder.

*

Fünfzigſter Spruch

Ins Leben treten heißt ins Sterben eingehen.
Drei von zehn ſind Knechte ihrer Lebensſucht,
Drei von zehn ſind Knechte ihrer Todesſcheu,
Drei von zehn ſuchen frei zu werden zum Leben
und ſind doch beengt von der Vorſtellung ſterben zu müſſen.
Warum das? Weil ſie ſich an dieſes Leben halten.
Der Eine doch, der das Leben zu leben weiß,
ſchreitet durchs Land und fürchtet nicht Tiger noch Einhorn,
geht durch den Feind und bedarf keiner Rüſtung.
Das Einhorn fände an ihm nichts zum Einbohren für ſein Horn,

Der Tiger fände an ihm nichts zum Einſchlagen ſeiner Tatzen,
Der Feind fände an ihm nichts zum Eindringen ſeiner Waffen.
Warum das?

Weil er über dieſem Leben lebt.

*

Einundfünfzigſter Spruch

Der Anſchluß bewirkt,
das Geſetz erhält.
Die Art ſtellt die Form,
die Kraft vollbringt.

Darum auch:

Der Anſchluß iſt von allen Geſchöpfen zu ehren,
dem Geſetz iſt von allen Geſchöpfen willig zu begegnen.

Wird der Anſchluß geehrt und dem Geſetz willig begegnet,
geht alles geordneten Gang ohne Pflicht und Gebot.

Der Anſchluß bewirkt alles:

Er nährt und fördert,
formt und reift,
feſtigt und wahrt,
läßt alles ſich vollenden.
Er lenkt und iſt nicht der Lenker,
er wirkt und iſt nicht der Bewirker,
er ordnet und iſt nicht der Herr.
Das iſt das verborgene Geſetz.

*

Zweiundfünfzigſter Spruch

Was den Menſchen in das Daſein geſetzt hat,
erſcheint als die Mutter des Menſchen.
Die Mutter anerkennen heißt wiſſen ihr Kind zu ſein.
Wiſſen Kind zu ſein heißt das Herkommen aus der Mutter fortleben.
Wer dieſes Herkommen fortlebt, widerſteht dem Aufhören ſeines Selbſt.
Wer den Eigenwillen aufgibt und ſeine Ausgänge verſchloſſen hält,
widerſteht aller Mühſal des Lebens.
Wer dem Eigenwillen Lauf läßt und alles durchſetzen will,
gerät bald in Hilfloſigkeit zum Leben.
Wer auf den Grund ſieht, ſieht klar;
Wer ſeine Milde bewahrt, hat Kraft;
Wer ſeine Klarſicht gebraucht,
um zurückzukehren zur Herkunft,
hinterläßt kein Selbſt der Vernichtung.
Das heißt: das Ewige erwerben.

*

Dreiundfünfzigſter Spruch

Den Anſchluß erlangen heißt mich ſelber mir gewinnen.
Der große Anſchluß führt weit hinein.
Die Menſchen doch lieben die äußerlichen Pfade.
Aber wo glänzende Paläſte ſind,
gibt es brache Felder und leere Scheunen.
Kleideraufwand und Waffenprunk,
üppige Gelage und Großtun:
das führt zu Räuberwirtſchaft —
nicht zum Anſchluß.

*

Vierundfünfzigſter Spruch

Was gut eingepflanzt iſt, läßt ſich nicht ausreißen.
Was gut feſtgehalten wird, läßt ſich nicht losmachen.
Was in die Herzen der Nachkommen eingeht, findet ſein Fortleben.

Das iſt ſo:

Im Ichleben zeigt ſich das Geſetz als Feſtigkeit,
im Familienleben zeigt ſich das Geſetz als Gedeihen,
im Gemeindeleben zeigt ſich das Geſetz als Haltbarkeit,
im Volksleben zeigt ſich das Geſetz als Innenkraft,
im Geſamtleben zeigt ſich das Geſetz als Einendes.

Darum: Das Ich iſt zu werten nach ſeiner Feſtigkeit,
die Familie nach ihrem Gedeihen,
die Gemeinde nach ihrer Haltbarkeit,
das Volk nach ſeiner Innenkraft,
die Geſamtheit nach ihrem Einenden.
Wie erkenne ich, daß es ſo beſchaffen iſt?
Daß es in mir ſo beſchaffen iſt.

*

Fünfundfünfzigſter Spruch

Wer des Geſetzes Ganzheit verwirklicht
gleicht einem neugebornen Kindlein.
Das fürchtet nicht giftigen Geziefers Stich,
fürchtet nicht der wilden Tiere Angriff,
fürchtet nicht des Raubvogels Stoß.
Es hat weiche Knochen und zarte Sehnen
und kann doch feſt zugreifen;
es weiß nichts von Geſchlechtlichkeit
und doch wallt ſein Blut.
Welch vollendeten Lebens Fülle!

Es kann ſchreien den ganzen Tag
und wird doch nicht heiſer.
Welch vollendeter Ordnung Kraft!
Dieſes Ordnende erlangen heißt Ewig beſtehen;
in dieſes Beſtehen eingehen heißt erleuchtet ſein.
Sich ſeinen Lebensgewohnheiten ergeben nennt man glücklich ſein;
ſich ſeinen Leidenſchaften ergeben nennt man ſtark ſein.
Doch dieſes Starkſein iſt nicht von Dauer.
Denn dieſe Stärke entbehrt des Anſchluſſes.
Und was nicht den Anſchluß hat, verfällt der Vernichtung.

*

Sechsundfünfzigſter Spruch

Wer erkennt, verordnet nicht;
Wer verordnet, erkennt nicht.

Den Eigenwillen aufgeben,
die Sinne wahren,
die Schärfe mildern,
das Wirre klären,
das Blendende dämpfen,
dem Geringen ſich zugeſellen:
Das iſt das Verborgen-Einende.
Nicht berührt werden von Ruhm,
nicht berührt werden von Nichtbeachtung,
nicht berührt werden von Vorteil,
nicht berührt werden von Verluſt,
nicht berührt werden von Ehre,
nicht berührt werden von Schande:
Das iſt das Ueberlegen-Einende.

*

Siebenundfünfzigſter Spruch

Den Frieden gewinnt man durch Sichbeſcheiden;
den Streit gewinnt man durch Sichbeherrſchen;
das Einende gewinnt man durch Nichttun.
Wie weiß ich ſolches über das Einende?
Das iſt ſo:
Je mehr Verbot, umſomehr Uebertretung.
Je mehr Vorſchrift, umſomehr Nichterfüllung.
Je mehr Berechnung, umſomehr Fehlgehen.
Je mehr Handeln, umſomehr Verirrung.
Darum ſagt der Vollendete:
Ich vermeide es zu verbieten, und die Leute tun von ſelber recht;
Ich vermeide es vorzuſchreiben, und die Leute ordnen alles von ſelber;
Ich vermeide es zu berechnen, und die Leute finden von ſelber ihr Gedeihen;
Ich vermeide es zu handeln, und die Leute einen ſich von ſelber.

*

Achtundfünfzigſter Spruch

Nichttun im Ordnen — und der Menſch gerät;
Emſig tätiges Ordnen — und der Menſch mißrät.
Mißratenes iſt es, in dem Wohlgeratenes begraben liegt;
Wohlgeratenes iſt es, auf das Mißratenes lauert.
Wer beſtimmt aber, welches ſiegt?
Ordnen?
Ordnen bringt nur aus der Ordnung.
Gerade verkehrt ſich in krumm;
Gut verkehrt ſich in ſchlecht.

O ewig währende menſchliche Blindheit,
die nicht erkennt, daß es das Höchſte iſt,
wenn nicht geordnet wird!
Darum auch der Vollendete:
Er iſt Ordner ohne zu ordnen,
Er bezwingt ohne zu zwingen,
Er iſt aufrecht ohne hart zu ſein,
Er iſt licht ohne zu glänzen.

*

Neunundfünfzigſter Spruch

Man fördert den Menſchen,
man dient dem Geiſtigen
am beſten durch Nichttun.
Nichttun iſt Tunerleiden:
es bringt in Einklang mit dem Geſetz.
Iſt man in Einklang mit dem Geſetz,
ſo ſteht man über allem Geſchehen.
Steht man über allem Geſchehen,
ſo verliert man aus ſich die Begrenzung.
Verliert man aus ſich die Begrenzung,
ſo gewinnt man Anteil am Grenzenloſen.
Teilhaben am Grenzenloſen verleiht ewigen Beſtand.
Ein ſolcher Menſch gleicht einem Baum:
die Wurzel in tiefer Verhangenheit,
der Stamm unüberwindlich ſtark,
das Wachstum kein Ziel erreichend.

*

Sechzigſter Spruch

Eine große Vielheit iſt achtſam zu leiten,
ſo wie man kleine Fiſchlein brät.
Leitet man ſolche Vielheit entſprechend dem Anſchluß,
ſo verliert ſich in jedem Einzelnen das Wollen.
Nicht daß der Einzelne aufhörte,
aber ſein Beſtehen iſt nicht mehr abgetrennt von den Anderen,
es iſt auch nicht mehr abgetrennt von dem Vollendeten.
Widerſtreben ſich aber nicht mehr „der Vollendete“ und „die Anderen“,
ſo kommt auch das Geſetz in ihnen zur gleichen Wirkung.

*

Einundſechzigſter Spruch

Die Heimſtätte des Großen iſt tief gelegen:
ſo wird es die Mündung der Zuflüſſe.
Seine Art iſt weiblich.
Das Weibliche gewinnt das Männliche durch Hingebung.
Durch Hingebung wird es zur Mündung.
Darum: Das Große gewinnt das Kleine durch ſeine Hingebung.
Das Kleine gewinnt das Große wiederum durch Hingebung:
indem es in dieſes mündet.
Hingebung iſt alſo jedes Mal Machtgewinn.
Wenn nun das Große das Kleine in ſich aufnimmt und forträgt,
und das Kleine in das Große aufgeht und ſich ſo verliert,
ſo erfüllen beide die Beſtimmung des Großen.
Das Große bedingt eben die Hingabe.

*

Zweiundſechzigſter Spruch

Der Anſchluß bietet allen Unterkunft.
Er iſt der Gerechten Reichtum,
der Verirrten Zuflucht.
Was er an Worten auslöſt, lobpreiſt;
was er an Werken auslöſt, erhöht.
Aber noch mehr: er erſchließt ſich auch die Verirrten.
Herrſchermacht, Fürſtenpracht, höchſte Auszeichnung:
nicht kommt es der Gabe gleich, die der empfängt,
der in Hingebung den Anſchluß erreicht.
Darum war der Anſchluß den Alten das Höchſte:
weil ihn erlangt, der ſich aufgibt.
So wird durch ihn der Zuſtand der Verirrung getilgt.
Darum iſt der Anſchluß das Höchſte auf Erden.

*

Dreiundſechzigſter Spruch

Das Nichtwollen wollen,
das Nichthandeln betätigen,
das Nichtfühlen erfühlen.
Das Große im Geringen wahrnehmen,
das Reichliche im Dürftigen,
und alles Unrecht ausgeglichen ſehen durch das Geſetz.
Alles Handeln ſchwer nehmen: ſo wird es einem leicht;
alles Tun gering achten: ſo wächſt es ſich groß.
Allem Schweren im Leben geht immer ein Zuleichtnehmen vorher;
allem Großen im Leben geht immer ein Geringachten vorher.

Darum auch der Vollendete:
Er glaubt niemals Großes zu tun:
ſo vollbringt er Großes.
Wer ſich zuviel zutraut, kommt zu wenigem Vollbringen.
Wer alles leicht nimmt, findet lauter Schweres.
Darum auch der Vollendete:
er nimmt alles ſchwer: ſo findet er alles leicht.

*

Vierundſechzigſter Spruch

Ruhiges läßt ſich leicht halten,
Noch Unentſchiedenes läßt ſich leicht einnehmen,
Noch im Safte Stehendes läßt ſich leicht biegen,
Noch im Keimen Befindliches läßt ſich leicht erſticken.
Es lehrt ſichern, was noch nicht Geſtalt hat;
es lehrt hüten, was noch nicht in Verwirrung iſt.
Auch der ſtärkſte Baum treibt aus haarfeiner Wurzel;
Auch der höchſte Turm hat eine Erdfläche zum Grunde;
Auch die längſte Reiſe beginnt mit dem erſten Schritt.
Fehlgehen bedingt Erreichen-wollen.
Verlieren bedingt Behalten-wollen.
Darum auch der Vollendete:
Er kennt kein Ziel-erreichen: ſo kann er nicht fehlgehen;
Er kennt kein Behalten: ſo kann er nicht verlieren.
Die Vielen gehen fehl, indem ſie zu Zielen gehen.
Das Ziel zum Wege machen und gehen wie zu Beginn:
dann gibt es kein Fehlgehen.
Darum auch der Vollendete:
Er erzielt Zielloſigkeit,
Er erſtrebt Nicht-ſtreben,
Er erlernt Verlernen,

Er verwendet Nicht-verwenden,
Er begeht den Weg des Geſchehens
und betätigt Nichttun.

*

Fünfundſechzigſter Spruch

Die Alten, die tüchtig waren im Erlangen des Anſchluſſes,
brachten der Menge nicht das Wiſſen,
ſondern pflegten die Einfalt.
Die vom Wiſſen geblähte Menge iſt ſchwer zu befriedigen.
Im Reiche das Wiſſen großziehen iſt des Reiches Unheil;
Im Reiche die Einfalt großziehen iſt des Reiches Segen.
Wer ſolches weiß, hat ein Vorbild.
Wer ſolches Vorbild verwirklicht, erſchließt in ſich das Geſetz.
Das Geſetz iſt tief, verborgen wirkend, jenſeits allem anderen;
zuletzt aber erbringt es die große Erfüllung.

*

Sechsundſechzigſter Spruch

Was Ströme und Meere befähigt, die Zuflüſſe aufzunehmen,
iſt ihr niedriger Standort.
Dieſe Niedrigkeit bewirkt die hohe Speiſung.
Darum auch der Vollendete:
Er ſtellt ſich unten an;
ſo erhält er den Zufluß von allem Hohen.
Er zieht ſich in ſich zurück;
ſo kommt er weiter als die Anderen.

So ſteht er über den Anderen, und ſie fühlen nicht ſein Gewicht;
ſo iſt er den Anderen voraus, und ſie ſehen nicht ſein Vorausſein.
Die ganze Welt iſt ſeinem Tun willig und läßt ihm die Freiheit.

Denn ſein Tun iſt nicht Tun:
ſo kann ihm die ganze Welt nichts antun.

*

Siebenundſechzigſter Spruch

Man ſagt wohl: Der Anſchluß ſei Großes,
aber er ſei nicht geſchaffen für die Wirklichkeit.
Das doch iſt eben ſein Großes:
daß er nicht wie alles Andere iſt,
das für dieſe Wirklichkeit geſchaffen iſt.
Denn dieſe Wirklichkeit erweiſt ſich als das Kleine.
Ich aber kenne dreierlei Großes, das ich zu wahren ſuche.
Das Erſte iſt die Zugehörigkeit,
das Zweite iſt die Einfachheit,
das Dritte iſt die Dienſtwilligkeit.
Die Zugehörigkeit läßt mich tapfer ſein,
die Einfachheit läßt mich reich ſein,
die Dienſtwilligkeit läßt mich Herrſcher ſein.
Heutzutage jedoch gilt es als tapfer, wenn man die Zugehörigkeit aufgibt;
gilt man als reich, wenn man die Einfachheit aufgibt;
gilt man als Herrſcher, wenn man die Dienſtwilligkeit aufgibt.

Das iſt Verfall.

Denn das Erwachen der Zugehörigkeit verleiht Sieg im Kampfe,
Stärke im Beharren.
Wen der Himmel begünſtigt,
in dem erweckt er die große Zugehörigkeit.

*

Achtundſechzigſter Spruch

Guter Ordner ordnet nicht;
Guter Kämpfer ſtreitet nicht;
Guter Bezwinger braucht nicht Gewalt;
Guter Herrſcher unterſteht ſeiner Dienſtwilligkeit.
So zeigt ſich die Zugehörigkeit zum Geſetz;
ſo zeigt ſich das Vermögen zur Herrſchaft;
ſo zeigt ſich der Ausdruck des geeinten Seins —
der Urvollkommenheit.

*

Neunundſechzigſter Spruch

Wo Gewalt gebraucht wird, gelte das Wort:
Lieber Gaſt ſein als Gaſtgeber,
Lieber um Fußbreite zurückweichen als um Zollbreite vorrücken.
Damit heiße ich beſſer:
Vorwärtskommen ohne vorzugehen,
Kraft zeigen ohne ſich zu wehren,
Erlangen ohne zu nehmen,
Zwingen ohne Gewalt zu üben.
Kein größeres Uebel als leichtfertig Gewalt üben.

Wer leichtfertig Gewalt übt, verliert aus ſich die koſtbarſte Gewalt.
Darum: Von Zweien, die Gewalt üben, iſt der Teil der überlegene, der es gezwungener tut.

*

Siebzigſter Spruch

Was ich ſage, iſt leicht zu verſtehen und leicht zu befolgen.
Und doch kann es die Menge niemals verſtehen und niemals befolgen.
Denn was ich ſage, wurzelt in meiner Herkunft;
und was ich tue, wurzelt in meiner Beſtimmung.
Die Beiden kennt die Menge nicht;
ſo lernt ſie, was ich ſage, auch nicht kennen.
Nur von einzelnen gekannt werden,
gehört zu meinem Wert.
So auch der Vollendete:
Er ſcheint nach außen gering
und birgt ſeinen Wert in ſich.

*

Einundſiebzigſter Spruch

Wiſſen um ſein Nichtwiſſen iſt Macht,
Wiſſen um ſein Wiſſen iſt Ohnmacht.
Seine Ohnmacht erkennen einverleibt der Macht.
Der Vollendete kennt keine Ohnmacht:
Weil er ſeine Ohnmacht erkennt,
darum kennt er keine Ohnmacht.

*

Zweiundſiebzigſter Spruch

Wenn die Menſchen den Tod nicht mehr ernſt nehmen,
ſo zeigt ihnen das Leben ſeinen furchtbaren Ernſt.
Denn es ſoll nicht unwürdig werden ihre Wohnung,
und ſoll nicht Verwerfung werden ihr Los.
Nur dadurch aber, daß man nicht Verwerfliches tut,
wird man nicht verwerflich.
Darum auch der Vollendete:
Er betraut ſich ſelber, doch er iſt Höherem untertan,
Er fühlt das Nichtendende und geringſchätzt das Endende,
Er geht in ſich hinein und entläßt das Außen.

*

Dreiundſiebzigſter Spruch

Wer wagt, um ſich zu brüſten, verliert;
wer wagt aus Notwendigkeit, gewinnt.
Somit iſt das eine gut, das andere ſchlecht.
Wer weiß aber, wie der Himmel wertet?
Darum auch der Vollendete:
Er ſcheut jedwedes Tun.
Der Anſchluß verbindet ihn dem Allgeſchehen.
So geht er nicht vor und gewinnt doch,
befiehlt nicht und findet doch Gehorſam,
fordert nicht auf und hat doch Gefolgſchaft,
handelt nicht und bringt doch alles zum Abſchluß.
Das Netz des Allgeſchehens hat weite Maſchen,
doch nichts entgeht ihm.

*

Vierundſiebzigſter Spruch

Wenn einer den Tod nicht fürchtet,
wie will man ihn dann noch ſchrecken mit dem Tode?
Den Tod aber fürchten lehren,
und Irrende mit dem Tode beſtrafen:
wer könnte das verantworten?
Denn es gibt Einen, der entſcheidet über Leben und Tod.
Wer an ſeiner ſtatt über Leben und Tod entſcheidet,
gleicht dem Unberufenen, der an Stelle des Holzfällers die Axt führt;
er wird ſich ſelber dabei verletzen.

*

Fünfundſiebzigſter Spruch

Die Vielen leiden Mangel, weil die Oberen zu viel brauchen:
ſo entſteht Unzufriedenheit.
Die Vielen ſind ſchwer zu regieren, weil die Oberen zu viel regieren:
ſo entſteht Auflehnung.
Die Vielen nehmen den Tod zu leicht, weil ſie das Leben nach dem Genuß werten:
ſo entſteht Lebensüberdruß.
Wer ſich aber das eigene Leben erſchloſſen hat,
der wird die Bedeutung des Ablebens auch inne werden.

*

Sechsundſiebzigſter Spruch

Weich und zart wird der Menſch geboren;
ſtark und ſtarr geworden, ſtirbt er.

Weich und zart erſprießen Kräuter und Bäume;
ſtark und ſtarr geworden, ſterben ſie ab.
Das Starke und Starre gehört ſomit dem Vergehen an,
Das Weiche und Zarte gehört dem Werden an.
Darum auch:
Iſt eine Lehre zur Satzung erſtarrt, hat ſie geendet;
ſo gleicht ſie einem Baumſtamm, der nur mehr als Balken dient.
Das Starke und Starre iſt Untergang;
Das Weiche und Zarte iſt Aufgang.

*

Siebenundſiebzigſter Spruch

Das Walten des Anſchluſſes gleicht dem Spannen des Bogens:
Das Starke zwingen,
das Gefügige ſtärken;
vom Reichlichen nehmen,
das Fehlende ergänzen.
Alſo waltet der Anſchluß:
er nimmt vom Ueberreichlichen
und ſpendet dem Mangel.
Der Menſchen Tun iſt anders:
es entzieht dem Bedürftigen
und opfert dem Ueberfluß.
Doch nur wer mit ſeinem Reichtum dem Mangel abhilft,
bekundet den Anſchluß.
Darum auch der Vollendete:
Er ſpendet und behält nicht.

Er vollbringt und nimmt keine Löhnung.
Und vor ſeinem Reichtum verſchwindet aller Mangel.

*

Achtundſiebzigſter Spruch

Nichts auf Erden iſt ſo weich und nachgiebig wie das Waſſer,
und doch iſt nichts zwingender für das Harte und Starre.
Weichend, behauptet es ſich ſelbſt:
ſo iſt es nicht zwingbar.
So weiß jedermann:
Weiches zwingt das Harte,
Nachgiebiges zwingt das Starre;
doch Niemand handelt danach.
Darum ſagt der Vollendete:
„Wer der Anderen Unrecht auf ſich nimmt,
iſt in Wahrheit der Führer;
Wer der Anderen Haſt auf ſich nimmt,
iſt in Wahrheit der Herrſcher.“
Wahre Rede widerſtrebt dem Vorteil.

*

Neunundſiebzigſter Spruch

Jeder Streit hinterläßt Groll;
der erliſcht nicht.
Darum auch der Vollendete:
Er fühlt das Ordnende in ſich und ſtreitet nicht.
Wer das Geſetz in ſich fühlt, unterſteht ſeinem Müſſen;
Wer nicht das Geſetz in ſich fühlt, unterſteht einem Wollen.
Der Anſchluß an das Geſetz kennt keine Bevorzugung:
ihn erlangen die Gerechten.

*

Achtzigster Spruch

Das Reich klein, die Menſchen verſtreut wohnend,
nicht vielerlei Geräte im Gebrauch.
Den Tod ernſt nehmen und danach leben.
Der Scholle treu bleiben.
Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.
Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.
Rückkehr zur Einfachheit
bis zur Verwendung von Knotenſchnüren anſtatt der Schrift.
Dann ſchmeckte auch grobe Nahrung ſüß,
dürftige Kleidung gefiele,
eine Heimſtätte zum Ausruhen befriedigte,
der Lebensweiſe entſpröſſe Frohſinn.
Und wohnte der Fremdnachbar ſo nahe,
daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte,
und brächte man ſein Leben auch zu höchſtem Alter:
man bleibe für ſich.

*

Einundachtzigſter Spruch

Wahre Rede iſt nicht geziert,
Gezierte Rede iſt nicht wahr.
Tüchtigkeit eifert nicht,
Der Eifernde iſt untüchtig.
Der Weiſe iſt ungelehrt,
der Gelehrte iſt nicht weiſe.
Der Vollendete ſammelt keine Güter:
Durch Abgeben erwirbt er,
durch ſein Sichaufgeben erhält er ſich.

Das iſt der Anſchluß im Ganzen: Empfangen
ohne zu entziehen.
Das iſt der Anſchluß im Vollendeten: Vollzug
ohne zu tun.

Theodor Haecker:
Der Krieg und die Führer des Geiſtes

(Auszüge aus einem demnächſt erſcheinenden Buch)

Wenn der Kontext ſinnlos geworden iſt, helfen große Ueberſichten nichts mehr; es iſt das beſte, man nimmt jedes einzelne Wort vor.

Sören Kierkegaard. Kritik der Gegenwart.

Herr Profeſſor Oscar Bie, der Herausgeber der Neuen Rundſchau, der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands“, wie ſie beſcheiden ſelber ſich nennt, hat uns ſofort zu Beginn des Krieges eine Verheißung geſchenkt, die durch ihre Bedeutſamkeit und ihre prägnante, inhaltsreiche und zugleich die geiſtige Verfaſſung des Herausgebers der führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands ſchlicht offenbarende Kürze wohl verdient, an der Spitze eines Buches zu ſtehen, das vom Krieg und den Führern des Geiſtes handeln ſoll. Herr Profeſſor Oscar Bie, ein univerſaler Geiſt, Renaiſſance, beſſer noch: Rinascimento, ſchreibt, wir werden erkennen: „daß man ſich vielleicht nicht ändern, aber doch beſſern kann.“ Das muß er mir vormachen. Nach dem Krieg werde ich nach Berlin ziehen, um immer in der Nähe des Herrn Bie und ähnlicher Phänomene, wie etwa des Herrn Sänger, zu ſein; ich habe ſie ja auch ſo ſehr lieb. Alles, was ich kann, werde ich zahlen, um zuſehen zu dürfen, wie Herr Profeſſor Bie und die Neue Rundſchau ſich beſſern, ohne ſich zu ändern. Aber er gebe wohl acht, der Herr Profeſſor, er mogle ja nicht! Nicht, daß er ſich etwa ändert aber nicht beſſert. Aufpaſſen werde ich wie ein Hechelmacher. — Manche ſagen, die Begeiſterung dieſer großen Zeit entſchuldige doch zur Genüge ſolchen Lapſus. Die ſo ſagen, ge-

hören mit zu denen, die gemeint ſind. Denn ich bin der Meinung, daß eine Begeiſterung, die vollends gar nicht die eigene iſt, und eine große Zeit überhaupt gar nichts entſchuldigen, ſondern im Gegenteil. Ich glaube, daß draußen im Feld ein Heerführer ſeine Fehler nicht mit der Begeiſterung der großen Zeit entſchuldigen kann, ſondern im Gegenteil, und ſehe deshalb umſo weniger ein, warum auf dem Gebiete des Geiſtes ſelber, aus dem doch eigentlich alle Begeiſterung erſt Namen und Sinn und Wert und Recht beziehen müßte, die Größe der Zeit zur Entſchuldigung dienen ſoll, daß die Dummköpfe noch dümmer daherreden, als ſonſt. Im Ernſt: ich behaupte, daß die geiſtige Verfaſſung des Herausgebers der führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands ungefähr die geiſtige Verfaſſung aller der Führer des Geiſtes war, die von der Begeiſterung des Volkes, an der ſie ſo makellos unſchuldig waren, wie nie noch im Lauf der Weltgeſchichte Führer des Geiſtes unſchuldig waren, auf der Stelle profitierten und ſchrieben, daß man jetzt nicht ſchreiben müſſe u. ſ. w., aber dennoch ſchrieben, ſchrieben ..... Es iſt eine geiſtige Verfaſſung, in der man ſchwätzt und ſchwätzt und ſchwätzt und niemals denkt. Ich werde dieſe Behauptung beweiſen müſſen, wiewohl ihre Wahrheit doch klar und greifbar zu Tage liegt für jeden, der Augen hat. Aber die Augen ſind nicht da oder ſie ſind verſchloſſen. Für geiſtige Dinge ſind die Menſchen Europas durch die verfluchte Arbeit der Preſſe blind und blöde geworden. Man müßte vorgehen, wie in einer Kleinkinderſchule, alles von vorne anfangen, nichts vorausſetzen... jedoch das wäre auch falſch; nein: man müßte erſt den wirren Weg aller Fäden des wüſten Knäuels von Phraſen und Unſinn durch alle Verſchlingungen und Knoten hin-

durch zurücklaufen, ehe man auch nur einen einzigen menſchlichen, urſprünglichen Gedanken anbringen, ehe man mit einigem Recht annehmen könnte, daß irgend ein ſimpler logiſcher Satz, etwa der vom Widerſpruch, auch verſtanden und richtig angewendet wird. Ich will alſo meine Behauptung beweiſen und noch eindringlicher: ich werde die Führer des Geiſtes ſelbſt ſie beweiſen laſſen.

Die Gewalt der Phraſe hat ſich über alle andere Gewalt geſetzt. Die Einigkeit in der Kraft, oh, ich verſtehe ſie, aber die Einigkeit in der Phraſe, in der Dummheit, in der Gedankenloſigkeit, im Unſinn! Wird durch ſie, draußen im Feld, ein einziger Soldat tapferer, wird ein Hungriger geſättigt, funktioniert ein Maſchinengewehr exakter, nützt ſie auch nur denen, die jenſeits der Weltmarktintereſſen keine anderen Zuſammenhänge mehr kennen? Nicht einmal einen politiſchen, nicht einmal einen wirtſchaftlichen Nutzen ſieht man hier. Dagegen weiß ich, daß dieſe Einigkeit im Unſinn den Quell des Geiſtes verſiegen läßt und alles wüſt macht. Fällt erſt die Spannung der Völker im Aeußeren, die einen Augenblick lang eine innere vortäuſchte, wieder fort, dann wehe uns! Was werden wir alles noch erleben! Wenn das Genie redet, wie der geiſtige Pöbel, dann hat der Pöbel den Profit davon; er braucht ſich nicht einmal mehr ſelbſt um die Nivellierung zu bemühen. Nicht ſchwieg der Journaliſt, um Gerhart Hauptmann reden zu laſſen, aber auch Gerhart Hauptmann ſchwieg nicht, als er merkte, daß ihm ſeine Seele nichts als das Miſchee des letzten Journaliſten gab, ſondern Gerhart Hauptmann redete, wie der letzte Journaliſt und zog ſich ſelbſt herunter. Was um Gottes willen brauchte er ſich denn mit Romain

Rolland herumzuſchlagen! Ich habe die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß die dicken Serienromane Romain Rolland's, die ich nicht geleſen habe, identiſch ſind mit den dicken Romanen des Herr Bahr, die ich noch beſſer kenne, wiewohl ich ſie auch nicht geleſen habe; ich bin überzeugt, daß kein Menſch, der es nicht vorher ſchon weiß, ſie auseinander kennen kann. Es iſt ja wie mit den modernen Suppen. Wer will denn da, wenn er es nicht vorher auf der Packung der Suppenwürfel geleſen hat, wer will denn da noch ſagen können, was das für Suppen ſind!? Schmecken kann er es doch nicht, denn ſchmecken tun ſie eben alle nach Suppenwürfel, ſo wie die Romane nach Bahr ſchmecken, dieſem europäiſchen Kulturwurſtbrat, der nach Suppenwürfel ſchmeckt. Und Gerhart Hauptmann redete weiter wie der letzte Journaliſt und meinte, wie es ſcheint, er ſage etwas gegen Bergſon und nicht vielmehr gegen ſich ſelber, wenn er ihn mit Simmel verwechſelt und ihn einen Salonphiloſophaſter und oberflächlichen Feuilletoniſten nennt. So nennt ihn ja jetzt jeden Tag jeder dümmſte Zeitungsſchreiber, der von der Philoſophie gewiß weniger verſteht, als ich von der Strategie und den neuen Mörſern. Auch wußte man bis jetzt noch nicht, daß Gerhart Hauptmann in der Philoſophie bewandert ſei. Das iſt eine Ueberraſchung. Und man muß doch annehmen, daß er Philoſophie durchaus ſtudiert habe, da er ſolche Urteile fällt. Mir wenigſtens, ſo glaube ich, würde die Hand verdorren, die geſchrieben hat, und ich käme um, ſo quälten in der Nacht mich rächende Träume, wenn ich leichtfertig „vor Europa“ ein falſches Urteil über einen Großen im Reiche des Geiſtes fällte. Ich wußte aus einem einzigen Satze des Herrn Mauthner mit Evidenz, was

für einer er ſei, aber mein Gewiſſen zwang mich, viele hundert Sätze von ihm zu leſen, ehe ich ſagen durfte, daß ſeine Philoſophie der Einbruch der Affen in das Menſchenreich iſt. Ich wußte lange Jahre, ehe ich es ſagte, daß Herr Simmel ein oberflächlicher Feuilletoniſt iſt und ich mußte in den Gedankengängen Bergſons ganz zu Hauſe ſein, ehe ich ihn für die Ethik aufgeben zu müſſen glaubte, ſo daß ich ſeine Meinung über die Bedeutung dieſes Krieges für ſo überflüſſig und irrelevant halte, wie die der Herren Wundt oder Eucken und irgend eines anderen Profeſſors hüben und drüben. Alſo muß man doch annehmen, daß Gerhart Hauptmann Philoſophie durchaus ſtudiert habe!? Oder hat er alles Gefühl für geiſtige Verantwortung und zugleich alle Selbſtkritik verloren, koſtet es ihn nichts mehr, ſich im Urteilen auf die niederſte Stufe zuſammen mit einem Mauthner und dem Journaliſtengeſindel zu ſtellen? Er hätte entweder ſchweigen oder uns eben die ſchwache Stelle in Bergſons Philoſophie zeigen müſſen, die es uns erklärlich macht, warum Bergſon über dieſen Krieg genau ſo törichte Dinge ſagt, wie alle, alle die anderen Führer auch, hüben und drüben. Mit dem Worte Modephiloſophaſter erledigt man nicht die Metaphyſik Bergſon's, das Wort Feuilletoniſt trifft genau ſo wenig den Autor der ti Evoluon Créatrice, wie Beraſon's brutaler Barbar den Dichter des Emanuel Quint und des Hannele trifft. Aber das ſind ſo die Mißverſtändniſſe, das ſind die Niederlagen, die hüben und drüben die geiſtigen Führer erleiden — ſie fügen ſie ſich ſelber zu, denn anders erleidet man im Geiſt keine Niederlage. Sie fügen ſie ſich ſelber zu, indem ſie ihre Freiheit aufgeben und nicht mehr ſelber führen, ſondern unter das Kommando der Phraſe ſich begeben.

Und welchen Orgien, welchen Exzeſſen in Phraſen gab ſich die Impotenz doch hin! Da zitierten ſie Fichte, immerzu, geradezu und meinten wohl auch, Fichte ſelber zu ſein, wenn ſie 1914 ſo ſchrieben, wie Fichte 1813 ſchrieb, nicht ahnend, daß ſie, um Fichte zu ſein, heute anders ſchreiben müßten. Der Vielzuvielwiſſer Wundt, der in ſeinem ganzen Leben vor lauter Zuſtänden nie die Seele des Menſchen ſah, fand vor lauter Begeiſterung nicht einmal einen eigenen Titel für ſeinen Aufſatz, er mußte ihn „Ueber den wahrhaften Krieg“ nennen und er zerrte ſo dieſes Wort, das Wert und Klang aus der Fülle der Sprache nur das eine Mal bei Fichte hatte, in die eigene troſtloſe Banalität hinab. Alle dieſe Geheimräte und Univerſitätsprofeſſoren, die erfinderiſch im Unſinn, phantaſtiſch ausſchweifend im Trivialen, ihren Phraſenfilm immer von neuem idiotiſch herunterkurbelnd, nie müde der Mechanik dieſer ſinnloſen Wiederholungen, delirierende Automaten der Langweile, uns aus der Welt hetzen und zu Menſchenfeinden machen, — ſie alle hatten nicht einmal ſo viel Seh- und Denkkraft, um des radikalſten Unterſchiedes zwiſchen 1813 und 1914 inne zu werden: daß dieſer Krieg nicht aus Not und Armut, ſondern aus Luxus und Reichtum, nicht aus der Knechtſchaft, ſondern aus der Herrſchaft heraus entſtand. Ihre Schriften ſind an Blindheit und Eitelkeit gleichwertig mit dem Gebahren einer Kommerzienrätin, die mit der Loſung von 1813 „Gold für Eiſen“ anno 1914 (deſſen wahre Loſung: „Gold für ein Kinobillet“ ja erſt ſpäter gefunden wurde) ihren Ehering hergab, der vielleicht 40 Mark wert iſt, und die Brillantringe, die vielleicht 40.000 wert ſind, an den Fingern behielt. Sie verſchulden eine Komik, die für den Betrachter jeden Augenblick in Irrſinn umzuſchla-

gen droht, weil ihr Aberwitz der Witz ist, wenn er bedenkt, daß draußen die Kugeln und Granaten, die Wunden und der Tod nicht Phrasen, sondern Ernst sind. Ernst?! Lastet hier auf uns vielleicht die drückendste Angst!? Daß selbst der Tod, nachdem er einmal durchs Mauthnermaul hindurchgegangen und von Ganghofer, Lissauer und allerlei anderen Krampflyrikern und Trotteln besungen war, zur Phrase ward. — Es ist ja ihre Gewalt über alle andere Gewalt gesetzt. Hat es sich vielleicht nicht gezeigt, daß vom guten Europäer, dessen Idee in Friedenszeiten im Trog des unausstehlichen europäischen Waschweibes Geo. Morris Cohen Brandes ein wüstes Dasein gehabt hat, jetzt im Krieg nur die Freidenkerphrase übrig geblieben ist, weil anderes nämlich als sie überhaupt nicht existiert hat. Zwar hätte von Geistes wegen diese Freidenkerphrase noch vor der ersten Granate krepieren müssen, aber sie tat das nicht, sondern ihr Unwesen unaufhaltsam offenbarend, die ihr adaequate Materie spontan erkennend und sie mit erstickender Selbstverständlichkeit sich zuordnend füllte sie die Granaten mit Stinkgasen und brachte immer „gut europäisch“ mit Hilfe eines millionenfachen Lügenechos: der Zeitung, und auf Grund einer voraussetzungslosen strengwissenschaftlichen Weltanschauung im Westen eine Kriegsführung zustande, an der eine künftige auf Frauen und Kinder Bomben werfende Apachenanarchie ein legales Beispiel sich wird nehmen können. Es ist wirklich nicht notwendig, daß der Krieg an sich der Feind der Menschlichkeit und des Geistes sei, das ist nicht nötig. Auch diesmal war der Feind jene Verkäsung aller Vorstellungen, Gedanken und Gefühle, ein Zustand, in dem Weltblätter gedeihen und die Mauthner und die Gase — die ersten

ſogar behaglich — ſtinken, ein Zuſtand der pſychiſchen Sepſis, der dieſen Krieg trotz der Aſepſis der Wundbehandlung zum entſetzlichſten macht, den die Weltgeſchichte je verzeichnet hat. Denn was wären auch die ärgſten Untaten, begangen von einem naturwilden, unmittelbaren Volk gegenüber den behaglich überlegten Scheußlichkeiten, die eine verrohte Preſſekanaille, unterſtützt von einem korrumpierten Publikum, als Vergeltung verlangt. Und man ſehe ſich einmal die Geſichter ſeiner Zeitgenoſſen, der Bourgeois, an, dieſe Metzgergeſichter, in dem Augenblick, da ſie von Repreſſalien träumen und ſchmatzen.

Gewiß! Gewiß! Es wurzelt das Unheil ſelbſt, das hereinbrach, tief in nie getilgter Grundſchuld der Menſchheit, aber des Unheils Umfang hat doch empiriſch beſtimmte Urſachen; wir verdanken ihn jenen harfenſpielenden, von den „gut europäiſchen“ aber geiſtig heimatloſen Dichtern und Denkern, die in Berlin und London, in Wien und Paris immer dieſelben Shaw-Kerrle ſind, umworbenen, für die Literaten-Karriere ihrer in Feuilletons dilettierenden Frauen eher als für das Wohl ihres Staates beſorgten, verbrecheriſch-idiotiſchen Diplomaten, welche die zufälligen Machtinhaber waren. Die zufälligen Machtinhaber ſind nun heute über ganz Europa entweder identiſch mit den weſentlichen Machtinhabern (wie in Frankreich) und reden alſo die Sprache der Preſſe und der Börſe, oder ſie ſind, wiewohl etwas beſſer, indem ſie wenigſtens die Sprache der Kaſerne und der Unteroffiziere reden, dumm wie das taube Salz, das ſeine Schärfe verlor, und geiſtig feige bis in die innerſte Herzkammer, die leer iſt. Nur der abſolute Mangel an geiſtigem Verantwortungsgefühl bei allen Führern Europas macht ja Art und Umfang dieſes Krieges

überhaupt erſt möglich. Zu dieſem Mangel kommt noch die Gefühlloſigkeit dafür, daß es ein Mangel iſt. Nicht einmal das Mindeſte, das man fordern könnte, geſchah: daß man die verfluchte Arbeit ſchweigend tue. Sie treiben einen ſchändlichen Mißbrauch mit allen heiligen wie edlen Erinnerungswerten einſtiger europäiſcher Größe, an denen ſie ſich viehiſch überfreſſen — man denke nur an das Gekotz des Herrn Ganghofer und den ganzen unaufhörlich kreiſchenden chorus imbecillus dieſes Krieges. Und das abſolute Nichtmehrverſtehenkönnen, um was es ſich eigentlich handelt, macht es auch möglich, daß ich für verrückt gelte, wenn ich die folgende Rede halte, die doch im Mittelalter von jedem, der in Betracht kommt, ohne weiteres verſtanden worden wäre:

Der Papſt, oh ja der Papſt! Er hatte wenigſtens den Mut, dieſen Krieg nicht mehr einen Krieg, ſondern ein Gemetzel zu nennen. Aber dann! Warum ſteht er nicht auf und ſchleudert auf alle die, welche noch an ihn glauben und noch mehr auf die, welche nicht glauben, den Bannſtrahl, weil ſie nicht ablaſſen von dem „Gemetzel", das doch nur um des internationalen Koofmichs willen inſzeniert wurde?! Warum tut er das nicht? Was kann ihm geſchehen, wenn er, der doch nur „Geiſt" ſein will, das Gute tut? Oh, ich weiß es! Es würde ſich offenbaren, ob er die Macht hat, oder ob er ſie nicht hat. Aber wann wäre der Augenblick, wenn nicht in dieſem Augenblick, wo ein Papſt, der ſagt und von dem ſie ſagen, daß er wache und bete, einmal wieder nach Jahrhunderten die Probe machen müßte! Und was hat er zu verlieren, was nicht ſchon verloren wäre: Alſo hat er alles zu gewinnen. Abſolut ſchwach iſt er nur, wenn er nichts wagt, ſtark aber, wenn er wagt, ob er nun

dabei weltlich — aber er iſt ja geiſtlich — gewinnt oder verliert. Nicht das Leben würde es ihn koſten, wiewohl es gewiß auch Männer gegeben hat, die für Chriſtus das Leben geopfert haben, ohne daß hyſteriſcher Selbſtbetrug dahinter war, wie es der bornierteſte und darum gefeierteſte „gut europäiſche“ Schriftſteller, der witzloſeſte und darum belachteſte Witzmacher dem Pöbel aller europäiſchen Großſtädte vormachte und dadurch Millionär wurde. Das einzige, was ihm geſchehen könnte, wäre, ſo wie ich als verrückter Phantaſt verhöhnt zu werden. Aber, bei Gott, welche Ehre dann, welche unerhörte, namenloſe Ehre: verhöhnt zu werden vom Pöbel dieſer Zeiten und ſeinen Führern, etwa vom Shaw oder Brandes oder Harden oder Chefredakteur des Berliner Tageblatts! Aber ich habe den geheimen Verdacht, daß auch heute noch ein Papſt, wenn er nur mit entſchloſſener Seele, mit vor Gott abgeſchloſſenem Leben, unerſchütterlich, unverwirrbar, ob nach ſeiner Tat nun der Stab Petri neu grüne in ſeiner Hand oder zum Bettelſtab werde — daß ein Papſt, wenn er alſo aufträte, noch Macht wäre, weil die europäiſchen Regierungen trotz allem innerlich ſo hohl und einem Blitzſtrahl zugänglich ſind, wie nur je ein hohler Baumſtamm. Aber „proteſtieren“ kann ein Profeſſor auch. Proteſt! Das Wort hatte einmal guten Klang, die Päpſte müſſen's wiſſen, als einer ihn einlegte mit Gefahr für Leib und Leben und nur — nur! — salva anima. Ein Papſt könnte lernen. Fluch und Schande über die Lutheraner, die als erſte dem Wort den Lebensnerv der Bedeutung nahmen und es zum Wiſch Papier machten. Proteſtieren kann auch der Jakob Dalkes aus Wien. Wie iſt es denkbar, daß ein ſtarker Papſt im Land, das er bewohnt, das Evangelium verhöhnen läßt von Herrn D'An-

munzio! Die europäiſche Idee hat ſich von neuem manifeſtiert. Ein tönender Hohlkopf (mit ihm verglichen war Herr v. Hofmannsthal immer nur eine kleine Spieldoſe) läßt aus ſeinem Mund übel riechende aber gewiß wie das Leben ſelbſt ſo buntfarbige Confetti träufeln und endlos ſchmutzige, aber gewiß wie das Leben ſelbſt ſo figurenreiche Papierſchlangen ſich winden, worauf — die Wirkung iſt ſo karnevaliſtiſch, daß man der ganzen Welt ein pereat zuruft — worauf Cäſar's und Brutus' Enkel, Maroniverkäufer, Hoteldiener, Fremdenführer, Banditen nach Bomben und Granaten ſchreien. Ein Papſt, als Statthalter Chriſti auf Erden, ſoll die Menſchen lieben, gewiß, aber ſoll er vielleicht das Geſindel im Menſchen lieben?! Auch ich leſe zu Zeiten das Evangelium, aber nie las ich davon ein Wort, eher noch, daß man aus Liebe zum Menſchen das Geſindel verfluchen ſoll. Doch das alles liegt in Gottes Hand, und ich ſelber bin, abgeſehen davon, daß ich nicht einmal ein Päpſtlicher, ſondern, ich warne!, ein Ketzer und unter den Ketzern wieder ein Ketzer, alſo doppelt ſuſpekt bin, ich ſelber bin nur ein Privatſtudioſus, der es nicht einmal bis zum Privatdozenten gebracht hat, was doch, nicht wahr, das Mindeſte iſt, das man von einem verlangen kann, der in dieſen gebildeten Zeiten mitreden will.

Alles geiſtige Unweſen war prompt zur Stelle. In der Neuen Rundſchau, der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands", fand man im „Kriegsbuch eines Hirnweſens" — ſo definiert ſich durchaus mit Unrecht Herr Kerr — dieſe Sätze: „Ein lateiniſcher Mime, der mal einen Empfang beim Papſt (aus Religioſität) erreicht hat, be-

nutzt einen Weltkrieg (aus Patriotismus), dem Kronprinzen zu telegraphieren". Das ist an sich ganz richtig, nur daß Herr Kerr darauf aufmerksam macht, ist nicht in Ordnung und ist komisch. Denn wenn nun Herr Moissi, der nicht ein lateinischer, sondern ein mauschelnder Mime ist und der Berühmtheit nur in einem Zeitalter teilhaftig werden konnte, in dem Hirnwesen, wie Herr Kerr, Kritiker sind, wenn nun Herr Moissi sich revanchierte und schriebe: „Ein gallischer Literat (das müßte ich freilich auch korrigieren), der mal eine Polemik gegen den Polizeipräsidenten (aus Ethik) führte, benutzt einen Weltkrieg, um in der Neuen Rundschau (aus Selbstverleugnung, aus Bescheidenheit, aus Heroismus) den folgenden Brief an das Bezirkskommando zu veröffentlichen: „Der Unterzeichnete meldet sich hiemit freiwillig zum Eintritt in das Heer. Er ist Landsturm mit Waffe, von Beruf Schriftsteller. Körperlich gewandt..... Kann französisch wie ein Franzose schreiben und sprechen." Was dann? Eine Menschenhand kann ja einen Floh zerdrücken, aber ein Floh den andern, das geht ja nicht. Wozu denn diese sinnlose, immer wieder irreführende Polemik, wo man doch so gut zusammenpaßt. „Furchtbare Schäden des Inneren. Es hört jeder Versuch zur Gerechtigkeit auf. Wodurch allerdings etwa sechstausendjähriges Mühen, ja millionenjähriges Mühen seit Entwicklung des Beuteldachses zu der Gruppe Moses, Christus, Marx niedergetiert werden soll." Man ist ja gerüstet jeden Tag, man weiß sich ja umringt vom Chaos nach der Kultur, ich meine die Suhle, den Brei, nicht jene lebendigen Gewalten und Elemente, die vor und hinter einer Kultur stehen. Man ist gerüstet, man hat den Glauben an eine Ordnung des Geistes und ist dessen gewiß. Dennoch lebt

man nicht ganz ohne Angſt, daß hinter dem lächerlichſten Unſinn auch der gefährlichere Wahnſinn lauere, und ich glaube, je ſtärker einer iſt, umſo größer kann zuweilen die Angſt ſein. Sollte der Krieg den Zweck haben, den Menſchen wieder zu ſich zu verhelfen und zum Grauen vor dem Ungeiſt und Widergeiſt, ſo hat er ihn ganz gewiß bei denen verfehlt, die zu Hauſe blieben und ſchrieben. Alles geiſtige Unweſen war prompt zur Stelle. Der Affe, der in das Menſchenreich eingebrochen war, fährt fort die Wiſſenſchaften nach dem Alphabet zu ordnen, und jetzt kommt ein Papagei und gibt kreiſchend und gaxend die Ordnung menſchlicher Größe an. — Flora! Eine deutſche Gruppe! — Fichte, Bismarck, U-U-Ullſtein! — Flora! Eine Muſikergruppe! — Mozart, Beethoven, Le-Le-Lehar. Gut! Aber ich geſtehe: das iſt nur eine lächerliche Stümperei. Wer wäre auch imſtande, dieſe Klimax zu erfinden: Moſes, Chriſtus, Marx. Wer glaubt mir denn noch nach 100 Jahren, daß ſie in der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands“ ſtand und nicht in einem Krankenbericht aus einem Irrenhaus oder einer Idiotenanſtalt? Progreſſive Paralyſe oder dementia praecox. „Seelen beklopfen. Ueber die Umwälzung aller Dinge ſind manche froh, weil ſie die Schularbeit nicht zu machen brauchen.“ In wievielen Familien mit ſchulpflichtigen Kindern wird wohl während dieſer Tage von den Müttern, Dienſtmädchen oder Waſchfrauen dieſe pſychologiſche Entdeckung gemacht worden ſein, nur gewiß viel luſtiger und lebendiger. Err aber nennt das großartig nietzſcheiſch: Seelen beklopfen. Vlà. Ecco. Kikeriki, Rrrrr . . .

Gleich nach Herrn Kerr kam Herr Wilhelm Herzog, der als „Führer des Geiſtes“ eine eigene Zeitſchrift hat und im

Forum ſchreibt: „Wir, Freunde des Friedens und Künder einer neuen Ethik, melden uns als Kriegsfreiwillige. Wir wollen töten, wie die anderen.“

Hiazt, den ſchaugts an, ſagte ich zu meinem Freund. Wild wie ein Cherusker der Hermannsſchlacht! Er will töten. Herr Kerr war da viel zahmer, er wollte bloß franzöſiſch parlieren, weil er kein Blut nicht ſehen kann. Bedenkt man nun, daß beide Führer des Geiſtes, Herr Kerr und Herr Herzog, nicht auf den Schlachtfeldern ihr Blut, ſondern nur im Forum oder im Berliner Tageblatt, oder in der Frankfurter Zeitung, dem Pandämonium der geiſtmordenden Freidenkerphraſe, ihre Tinte verſpritzen, ſo muß man urteilen, daß der Herr Kerr doch der Klügere war. Zwar wurde er nicht als Parlamentär nach Paris geſchickt, bei welcher Gelegenheit er ſicher auch ein Plauderſtündchen bei Anatole France, dem „großen Ungläubigen“ des Herrn Wolff, herausgeſchunden hätte, um endgültig die Richtungslinie der fortſchreitenden Menſchheit: Moſes—Chriſtus—Marx feſtzulegen — das geſchah nicht; aber deshalb könnte doch keiner die Behauptung aufſtellen, daß der Kerr nicht trotzdem während des Krieges perfekt franzöſiſch geſprochen habe, wie ein Franzoſe: das geht in Berlin W. ja auch. Der Herr Herzog dagegen fängt an mir leid zu tun. Wer ſoll ihm denn glauben, daß er töten gewollt hat, wenn er in München bleibt und nur Abende zu patriotiſcher Erhebung inſzeniert. Wen um Gottes willen will er denn töten in München? Er wird doch keinen Mord begehen wollen, er wird doch nicht etwa — — —, mir begegnet jeden Abend ein Bauch mit Aeuglein, die in Bier ſchwimmen und die mir die Maximilianſtraße verekeln. Herr Herzog wird doch nicht töten wollen, er

brächte mich ja in Gewiſſensängſte, zu dieſem Totſchlag ſtände ich ja wie der Baumeiſter Solneß zum Brand ſeines alten Hauſes. Aber Herr Herzog wird nicht töten wollen, denn Bauch und Bieräuglein gehören nicht einem Tataren, nicht „Zarendreck, Barbarendreck“, wie es in der Krampflyrik des Herrn Kerr heißt, ſondern einer Koryphäe des geiſtigen München. Und ſelbſt wenn Herr Herzog töten wollte, es hülfe nichts, es verſchwände mit dem Bauch doch nicht der ganze Jammer aus den Straßen Münchens, ſondern nur der Halbe.

Damit der ganze verſchwände, müßte das Kerrlchen ſich ſelber abſchaffen und alle die Kinder des Chaos und „Künder einer neuen Ethik“, deren aus Erfahrung der Welt gewonnene Generalmaxime lautet: „Du ſollſt jenachdem!“ Unſere Zeit gehört der Relativität, das ſagen ſie alle, vom Chriſten Harnack angefangen, der ins Berliner Tageblatt ſchreibt bis zum Freidenker Mauthner, der auch ins Berliner Tageblatt ſchreibt. Darum kann der Herr Herzog im Juni das Wort Leſſings: „Patriotismus iſt eine heroiſche Schwachheit“ pathetiſch zitieren, als ſtände auch bei ihm eine geläuterte Weisheit dahinter, als ſei auch er einmal der Freundſchaft des Majors v. Kleiſt gewürdigt worden — und kann derſelbe Herr Herzog 1½ Monate ſpäter einen Abend zu patriotiſcher Erhebung veranſtalten und den „Triumph des Krieges“ feiern. Das ging alles mit der neuen Ethik, welche die Aufgabe zu haben ſcheint, die ſchuftige Lebenserfahrung, daß man auch anders kann, zu ſanktionieren. Das Wort Leſſings kann eines Mannes Meinung ſein, aber es muß eines Mannes Meinung ſein, wenn es geſchrieben und gedruckt werden ſoll. Als Leſſing es ſchrieb, da lebte er auch ſo und hätte es nicht nach ſechs Wochen verraten und

verleugnet. Aber dieſe Herren, der Nacht und dem Nichts entſprungen, meinen, alle ſolche durch lange Lebenserfahrungen teuer erkaufte und neu und zum erſten Mal ausgeſprochene Sätze ſeien dazu da, daß ſie ſie in ihre Mäuler und Zeitſchriften aufnehmen und ſich damit intereſſant machen, um ſie ſechs Wochen ſpäter, wenn das Geſchäft ſo nicht mehr geht und die Konjunktur anders ſteht, zu verraten. Sie erfüllen damit freilich ein Weſensgeſetz ihrer Exiſtenz: für einen, der nichts iſt als Larve, iſt auch der Gedanke nur Puppe und das Wort nur Mittel zum Zweck. Die Charakterloſigkeit und Dummheit waren immer da, aber nicht immer hatten ſie die Erlaubnis, ſich öffentlich zur Schau zu ſtellen und vor ihr Forum Tote zu zitieren, welche ihr Leben aufgewendet hatten, um ſie auszurotten. Dieſe „neuen Ethiker" müßten weg, ſchon wegen des blödſinnigen Einfalls, es könne eine neue Ethik geben, und nicht nur ſie, auch die Möglichkeit müßte unmöglich gemacht werden, daß jeder von Natur und Geiſt klar und deutlich zum Viehhändler oder Börſenmakler oder Commis oder meinetwegen Abgeordneten prädeſtinierte Schreihals, jeder Analphabet, der das großartig „Anarchiſt" ausſpricht, eine Zeitſchrift gründen darf.

Ich weiß ſehr wohl, daß Herr Herzog inzwiſchen, mit der Spürnaſe begabt, die auch der junge Herr Harden einmal hatte, über „Krieg und Geſchäft", über „die Ueberſchätzung der Kunſt", ausgerechnet über „die Ueberſchätzung der Kunſt" ſchreibt, daß er „Streifzüge durch Belgien" macht, wo er „faſt ausſchließlich mit Offizieren" verkehrt, daß er gegen die Beſchimpfung der Völker und auch die der Ruſſen iſt — ich weiß das. Und es ſteigert die Verwirrung in erſchrecklichem Maße, doch ſoll es weder mein Auge noch mein Urteil

trüben. Ich ſehe, wohin Herr Herzog gehört: ins Berliner Tageblatt, in die „Zukunft“ und in die Richtungslinie: Moſes—Chriſtus—Marx. Die Polemik ſolcher Herren gegen die Preſſe iſt eine rein immanente Angelegenheit des ſogenannten Fortſchritts und Freiſinns, wo man nur in der Flachheit fortſchreitet und in die Fläche, wo man — o Grauen! — will, daß ſpäter in der Politik noch mehr, als ſeither, mitreden ſollen; ihre Anſchauung transzendiert nicht den Kreis des Fluches, innerhalb deſſen ſich all das Wüſte abſpielt, ſie gehört hinein: aber einer Polemik, die nicht aufs Ganze geht, ziehe ich das Tarockſpielen vor. Sie iſt auch ſchwer und zähflüſſig und ohne eine Spur von geiſtiger Freude. Aber Freude ſoll ſein, und wenn ſie nicht mehr in der Welt und im Leben iſt, dann muß ſie im Geiſte ſein, im Denken und Glauben. Wenn ſie nicht mehr im Dargeſtellten iſt, ſo muß ſie in der Darſtellung ſein. Denn Freude ſoll ſein. Ein Polemiker, der nicht imſtande iſt, noch in dem Augenblick, da er vernichtet, dem Empfänglichen den Götterfunken reiner geiſtiger Freude mitzuteilen, er iſt ſelber nur ein Teil der traurigen Welt, des trüben Stoffes, die der ſchöpferiſchen aus dem Glauben an ein Reich des Geiſtes immer neu ſich ſtärkenden Formkraft harren, damit ſie ihnen zu einem geiſtigen Sinn verhelfe. Dieſe Politiker, die noch zwiſchen der Welt des Herrn Harden und der des Herrn Kerr ſchwanken, alſo im Grunde identiſch ſind, ſchreiben über den „Unfug der Moral“ und beſehen ſich die Welt „jenſeits von Gut und Böſe“. Das iſt die neue Ethik oder auch die neue Ethik, die Herr Herzog oder Herr Kerr erſt machen müſſen. Dieſe Hanswürſte! Sie leben noch in der Phraſeologie Nietzſches, wie weiland die Gymnaſiaſten von 1890 und 1900. Was

bei Nietzſche Blindheit und Verblendung war, das wird bei dieſen „Führern des Geiſtes“ und „neuen Ethikern“ Idiotismus und Frechheit. Als ob Menſchen und Völker jemals *jenſeits* von Gut und Böſe, alſo *jenſeits von geiſtigem Sein und Nichtſein* handeln könnten. Man kann diesſeits geiſtiger Beſtimmungen exiſtieren und handeln, weil man noch nicht reif oder abgefallen iſt, Völker und Einzelne, aber nicht jenſeits. Dieſes letzte iſt ſo abſurd, wie wenn ein Mann jenſeits von Wahr und Falſch denken wollte. Diesſeits von Wahr und Falſch können Kinder und Frauen denken und reden und ſind dabei oft recht liebenswert, aber ein Mann, der ſolches tut, deſſen Denken nicht in der Diſtinktion von Wahr und Falſch ſein immer neu ſich ſteigerndes Leben hat, der iſt wahrlich nicht liebenswert, ſondern ein Hanswurſt oder noch Schlimmeres und verfällt der Komik oder verdient ausgerottet zu werden.

Als gleich zu Beginn des Krieges die Weißen Blätter ankündigten, daß ſie während des Krieges nicht mehr erſcheinen werden, (ſie ſind freilich doch wieder erſchienen, es war halt nur ein Weiberverſprechen), weil die Redaktion der Anſicht ſei, daß man jetzt für das Vaterland handeln und nicht ſchreiben müſſe, da ſtaunte ich. Soviel von Staat und Heeresweſen wußte ich, daß man mit Bleiſoldaten nicht Frankreich niederringen kann; es blieb alſo nur die Frage, womit denn Herr Blei handeln wolle; der Bilderhandel geht nicht — vielleicht Kriegslieferungen. Mit Kriegslieferungen werden heute viele ſeinesgleichen über Nacht Rothſchilde. Immerhin, man freute ſich an der Ausſicht, daß die Herren Blei oder Brod in nächſter Zukunft nicht mehr ſchreiben würden. Das wäre ja ein großartiger Zuſtand, faſt wie in meinem

platoniſchen Staat, wo nur alles noch radikaler wäre. Herr Blei würde Zuſchneider ſein für Damengarderobe und auch der Brod würde handeln mit ihr. Geſchrieben aber würde von beiden, weder im Krieg noch im Frieden. Sie dürften immer nur handeln, immer nur handeln. — Aber wie bald wurde die Hoffnung getäuſcht; es zeigte ſich, daß Herr Blei ſich einfach wieder unter die Fittiche der alten Mutterhenne, der Neuen Rundſchau, die das Gackern zu ihren Windeiern natürlich nicht einmal einen Monat lang einſtellen konnte, zurückzog. Dort, in der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands“ ſchrieb er über den Krieg: „Was man Frieden nennt, iſt nur die Zuſtandsbenennung antagonal dem äußerſten andern Zuſtand, welcher der Krieg iſt.“ Und nun wiſſen wir's, nicht wahr! Herr Blei weiß auch: „Daß die Deutſchen ein Volk von hoher Kultur ſind, beſtreitet kein Franzoſe; Bergſon verdankt ihm vier Fünftel ſeines Philoſophierens und nur das letzte ſchlechte Fünftel ſich ſelber.“ Das iſt nun wieder merkwürdig! Daß ein Buch wie die Evolution créatrice auf dieſe Weiſe zuſtande kommen kann, geht wieder über meine Faſſungskraft weit hinaus. Denn Herr Blei iſt zwar kein Vampyr vom Ausmaß Strindberg'ſcher Viſionen, aber doch eine niedliche Duodezausgabe davon für Bibliophilen und Galanterietwarenliebhaber, ſo ein kleines, ein bißchen verhuzzeltes Vampyrchen, das ſich bald an einem Buch von Choderlos de Laclos, bald an einem von Kierkegaard für die Produktion der nächſten 6 Wochen vollſaugt, da in ihm ſelber nur die Leere, die mit dem abſoluten Nichts in Verbindung ſteht, gähnen würde. Herr Blei iſt doch im Nehmen gar nicht bequem, geniert ſich gar nicht, nimmt lieber gleich fünf Fünftel ſtatt bloß vier, und hat trotzdem keine „Evo-

lution créatrice“ geſchrieben. Das iſt doch merkwürdig. Herr Blei behauptet auch, daß er Hölderlin vielen V. Hugo's vorziehe. Daraus erſehe ich von neuem, was ich zu meinem Schrecken ſchon lange bemerkt habe, daß es jetzt zur neudeutſchen Damenmode in Berlin gehört, mit Hölderlin zu flunkern. Das paßt mir nicht, weil ſich das nicht paßt. Nicht einmal in der Phantaſie ertrage ich irgendwelche Verbindung Hölderlin-Blei, nicht einmal die ganz abſtrakte von Leſer und Geleſenem, ohne daß ich zugleich die Symptome einer akuten Bleivergiftung mitphantaſiere, und ich ſollte es in Wirklichkeit ertragen, ohne mich zu wehren. Herr Blei iſt zwar keine üppig wuchernde Giftpflanze, aber doch ſo ein kleines, ein bißchen welkes Giftblümchen im Gewächshaus der Literatur, und ich mag nun einmal ſolche undefinierbar parfümierten Pflänzchen nicht ſehen und nicht riechen neben einem einſam blühenden Holderbuſch. Warum lieſt denn Herr Blei niemals Scheler mit Erfolg? Er fände in deſſen Ethik ein Axiom: „Die Nichtexiſtenz eines negativen Wertes iſt ſelbſt ein poſitiver Wert“ und hätte nur den mittleren Teil dieſes evidenten Satzes mit ſeiner Schriftſtellerei auszufüllen und ſich eben in Zukunft darnach einzurichten.

Vor einigen Monaten, zu Beginn des Krieges, beſtimmte ich Herrn Blei ganz im Stillen für meinen platoniſchen Staat zum Damenſchneider. Inzwiſchen iſt er's geworden:

„Der Manufakturiſt teilt mit: Vor einigen Wochen konnten wir bereits von einer neuen Modegründung in Berlin berichten, deren Entſtehen der Anregung und tatkräftigen Mitarbeit Berliner Geſellſchaftsdamen zu danken iſt. Der Schriftſteller Dr. Franz Blei iſt der Propagan-

diſt und künſtleriſche Berater der neuen Modefirma, die ſich bezeichnender Weiſe „Kleiderkaſten“ nennt und im neuen Berliner Modeviertel, in der Königgrätzerſtraße (jetzt in Budapeſterſtraße umgetauft) ihr Quartier aufgeſchlagen hat. Sechs große Berliner Konfektionsfirmen: Gerſon, Manheimer, Drecoll, Hammer, Stein und Spitzer werden den Verkauf an das Publikum übernehmen, der ‚Kleiderkaſten‘ arbeitet nur für die Wiederverkäufer und unter Anregung bekannter Künſtler und Zeichner, wie des Malers Stern, der Zeichner Strimpl, Kainer, Spiro u. ſ. w.; die Seele des ‚Kleiderkaſtens‘ iſt die Tochter des bekannten Großinduſtriellen Friedländer-Fuld. Frau Mitford. Frau von Schwabach, die Gattin des Berliner Bankiers, iſt ihre Mitarbeiterin. Mit ihnen iſt noch eine Anzahl Damen erſter Berliner Kreiſe im Ausſchuß tätig . . .“

Nun iſt ſelbſt in Berlin nicht alles vollkommen. Denn ſo war es ja von mir nicht gemeint, daß Herr Blei außer der deutſchen Damenmode auch noch den deutſchen Geiſt vertrete, den Tod des Papſtes beſpreche in der Neuen Rundſchau, der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands“, und dort unaufhörlich mit dem Sänger und Bie Bibi mache. Er ſollte nur damenſchneidern. Er ſollte nicht Wiederverkäufer von Werten der Literatur ſein, ſondern nur mit Wiederverkäufern von Damenkleidern reellen Handel treiben. Daß der erſte Schritt einer neuen Mode, die Herr Blei berät, ein literariſcher, alſo die Gründung einer Zeitſchrift, ſein werde, war einleuchtend. Und ſo erſcheint denn der „Kleiderkaſten“ als Zeitſchrift, für 10 Mark die Nummer, und der Verleger verſichert uns im Stil des Herrn Blei, daß die neue Zeitſchrift „aus der Not der Zeit

geboren“ ſei, wiewohl das freilich ſelbſtverſtändlich iſt. Aber ich habe es ſchon lange herausgebracht: ein Verleger hält uns Leſer glatt für Trottel, denn nicht der ärgſte Pedant und Schulmeiſter, der ſeine Schüler für ſo dumm hält, wie ich etwa die Münchener Neueſten Nachrichten — was ihm freilich ſchwer fallen dürfte —, könnte ſie ſo mit Wiederholungen zu plagen und zu beleidigen wagen, wie ein Verleger ſeine Kunden. Herrgott, wir wiſſen es doch allmählich, daß ſeit dem 1. Auguſt jeder Buchſtabe, der geſchrieben, jeder Dreck, der gedruckt wird, „aus der Not der Zeit geboren“ iſt. Wenn ſie es wenigſtens abkürzen würden: a. d. N. d. Z. g. Jedes Kind bis in die vierte Generation könnte es noch leſen, und dann jeder Germaniſt. Jedoch ich will es gleich geſtehen: in dieſem Fall bin ich einverſtanden mit dem a. d. N. d. Z. g., weil ich nämlich feſt davon überzeugt bin, daß Herr Blei und ſeine Genoſſen mit der Not dieſer Zeit im intimſten Zuſammenhang ſtehen, ja ſelber ein gut Teil davon ſind. Alſo iſt der „Kleiderkaſten“ fürwahr a. d. N. d. Z. g. Wenn ich mir dann noch die Frage ſtelle, was denn aus dieſer Not der Zeit eigentlich geboren werden könne, dann muß ich plötzlich wieder ſtaunen über die Weisheit der Weltzuſammenhänge und der Waſchzettel. — Was anderes denn, als zunächſt einmal ein Kleiderkaſten, der dann Kleider gebiert, die dann Menſchen geb . . . nein, nein, nein!

Wenn einer, ſo hätte man denken ſollen, heute ſchweigen müßte, dann der Herr Mauthner. Aber wie ſeine Geſinnungsgenoſſen, die bei den Berufen, zu denen ſie prädeſtiniert ſind, geblieben waren, ſich nicht zu beſinnen brauchten, was ſie zu tun hätten, ſondern ſofort mit den höchſten Ge-

winnen begeiſterte Kriegslieferanten wurden, ſo verſtand auch Herr Mauthner über Nacht die geänderte Konjunktur und wurde Patriot mit nur ganz winzigen Nebenſätzchen, die ihm aber ſpäter wieder als Brücke zum „Weltbürgertum“, zur ſkeptiſchen Betrachtung des Wertes des Patriotismus dienen würden. Die Fixigkeit dieſer Intelligenzen muß irgend etwas zu tun haben mit der myſteriöſen Eigenſchaft der Katzen, immer auf die Füße zu fallen, nur daß ſie hier die naturgegebene Fertigkeit eines edlen Tieres iſt, während ſie dort einen geiſtig verworfenen Menſchentypus kennzeichnet: den Menſchen ohne inneres Gewicht. Im Feuilletonſtall des Berliner Tageblatts darf Herr Mauthner die Frage ſtellen: „Wer iſt Henri Bergſon?“ und die Antwort, im Tone Karlchens, ſo beginnen: „Das tapfere Schneiderlein in Paris, Henri Bergſon, das Schneiderlein der philoſophiſchen Mode, die bis vor kurzem in Paris getragen wurde, hat uns Deutſche vor ſeinen gemiſchten Zuhörern ein Volk von Barbaren genannt .... Und Bergſon wäre hoffentlich als ein Aufwärmer von abgeſtandenem Kohl ſchließlich erkannt worden, auch wenn er dieſen Kohl zufällig in deutſchen Töpfen aufgetiſcht hätte.“ u. ſ. w. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe und die übrigen Sätze des Herrn Mauthner weder für die Philoſophie noch für die Beurteilung Bergſon's wichtig ſind — das weiß ſogar Herr Simmel —, ſondern nur für mich und meine augenblickliche Aufgabe, denn, daß zwar die künftige Kulturgeſchichte ſich bei mir über Herrn Mauthner erkundigen wird, nicht aber die Geſchichte der Philoſophie bei Herrn Mauthner, wer Bergſon iſt, das wird, wenn nicht ſofort, ſo doch in einiger Zeit jedem einigermaßen Berufenen einſichtig ſein. Der Aufſatz des Herrn Mauthner iſt aber wichtig für die Beurteilung der deut-

ſchen Kultur, der deutſchen Hauptſtadt, des Berliner Tageblatts, das bekanntlich eine Auflage von 230.000 hat. Wie treibt man Sprachkritik? „Und weil Bergſon zu ſeiner ſpiritualiſtiſchen Metaphyſik nur Splitter der neuen deutſchen und engliſchen Erkenntnistheorie hinzufügte, wurde ein Miſchmaſch daraus, der ja Vielen (auch in Deutſchland) zu gefallen ſcheint, der aber mir das Leſen der Bergſonſchen Bücher zu einer Qual für mein kritiſches Gewiſſen macht. Auch für mein ſprachliches Gewiſſen..... Schon der Titel ſeines meiſtverbreiteten Buches (1907) iſt verräteriſch. ‚Die ſchöpferiſche Entwicklung.' Der Begriff der Entwicklung oder der Evolution hat ſich beſonders ſeit Darwin eingeſtellt, um die Vorſtellung von einer Schöpfung aus dem Nichts zu überwinden. Schöpfung oder Entwicklung, das iſt die Frage. Bergſon ſagt mit lächelnder Eleganz ‚ſchöpferiſche Entwicklung' und reitet das Bild von dieſem hölzernen Eiſen zu Tode."

Nun, ein Affe iſt zuweilen gelehrig, er kann den Menſchen vielerlei abgucken, aber was kann nicht alles geſchehen, wenn man nicht auf ihn aufpaßt und er in Abweſenheit der Menſchen über einen Werkzeugkaſten kommt. Er wird mit dem Hammer einen ſchönen Spiegel zerſchlagen und wird mit der Schere ein köſtliches Bild zerſchneiden. Jedoch das bei weitem grauenvollere Schauſpiel wird ſein, wenn ein Affe den Menſchen das Philoſophieren abguckt, und das iſt unſerer Zeit vorbehalten geblieben. Er findet das Werkzeug der formalen Logik und hantiert damit eben wie ein Affe mit Hammer oder Schere, recht mit Affengeſchwindigkeit wirft er die ſchöpferiſche Entwicklung, deren Sinn und Inhalt er ſo namenlos fremd und häßlich gegenüber-

ſteht wie eben ein Affe einem ſchönen Kind, einfach als „hölzernes Eiſen“ in die Rumpelkammer der logiſchen Schnitzer, fertig, erledigt — und grinſt. Daß der Mauthner immun iſt, hab ich von Anfang an geſagt, aber es iſt doch belehrend zu ſehen, wie das im Einzelfall mit Hilfe der Sprachkritik ſich offenbart. Ich ſage: es gibt philoſophierende Affen, er aber meint „behaglich lächelnd“: Nix ze mache, is ja evident ä contradixio in adjäcdo.“ Vielleicht redet der empiriſche Herr Mauthner nicht ſo, aber dann iſt es nur eine diaboliſche Erfindung oder eine akuſtiſche Täuſchung, denn der intelligible Herr Mauthner redet ganz gewiß eſo.

Als aber Herr Mauthner abermals im Sonntagsfeuilletonſtall des Berliner Tageblatts erſchien, da waren aus den winzigen Nebenſätzchen, die im Auguſt das erſte Material zu der Brücke ſein ſollten, die ihn einſt wieder zurück zum „guten Europäertum“ des Herrn Brandes und zur ſkeptiſchen Betrachtung des Wertes des Patriotismus führen würde, ſchon kleine Hauptſätze geworden. „Der Krieg hat uns bisher nur reich gemacht, reich an Begeiſterung und an opferbereiter Siegeszuverſicht. Eine Sorge um den letzten Erfolg laſſen wir ebenſo wenig aufkommen, wie leichtſinnige Luſtigkeit über einen Teilerfolg. Die eine Sorge bloß ſteigt in mancher bangen Nacht vor uns auf: wie werden wir zu dem zurückfinden, was der höchſte Stolz des deutſchen Namens war, zu dem ganz anders weltwindenden, vorurteilsloſen, gerechten deutſchen Denken, zu unſerer deutſchen Friedenskultur? Im Kriege haben wir uns ſchon 1870 gefreut, wir freuen uns wieder darüber, daß der Feind ſich täuſchte, als er uns noch immer für das Volk der Dichter und Denker, für das Volk von Weimar und

Jena hielt.“ Wie iſt das nun? Wie iſt das mit dem Satz vom Widerſpruch? He! Was iſt's mit der Qual des kritiſchen Gewiſſens? He! Wer hat jetzt ein hölzernes Eiſen in der Hand? He, Sie! Das iſt nicht ſo einfach. Dem Mauthner wird in bangen Nächten das behagliche Lächeln von der Sorge verſcheucht, daß Deutſchland nach dem Krieg nicht zu dem zurückfinden könnte, was es zu Mauthners großer Freude vor dem Krieg auch nicht hatte: zum Dichten und Denken. Gewiß, das hat der Mauthner nicht ſo gemeint, er hat gar nicht ſagen wollen, was er doch geſagt hat. Er iſt ja ſelber „Dichter und Denker“, wie könnte er alſo ſo etwas meinen, und überhaupts: da käm ihm der Moſſe anders als mit Honorar, wenn er vor 230.000 zahlenden Dichtern und Denkern ſo etwas behaupten würde. Herr Mauthner hat alſo nur aus Verſehen die Wahrheit geſagt, die einzige Möglichkeit, wie auch ein Mauthner noch hie und da, zwar nicht als Träger aber als Objekt der Ironie, die Wahrheit ſagen kann. Die Wahrheit: denn nichts iſt gewiſſer, als daß Deutſchland nicht mehr das Volk der Dichter und Denker iſt, und am allergewiſſeſten iſt, daß keiner mehr Grund hat, ſich darüber zu freuen, als der Mauthner. Wäre nämlich Deutſchland das Volk der Dichter und Denker, er hätte nicht ein Menſchenleben lang mit Erfolg ſchmieren können, er wäre ſchon beim erſten ſprachkritiſchen Verſuch, nicht ſo höflich wie die echten Dichter im Staate Platos, ſondern wie die echten Schwindler im alten Preußen mit einem Fußtritt über die Grenze gejagt worden. Höchſtens, daß ſich ein neugieriger Naturforſcher ſeiner angenommen hätte, um an ihm eine neue Tierſpezies durchaus zu ſtudieren: pithecanthropus scepticus.

Warum ſorgt ſich denn der Herr Mauthner ſo um die Zukunft der Philoſophie? Fürchtet er etwa, daß die wirkliche Philoſophie Schaden nehmen könnte? Aber er ſtelle ſich nicht dümmer als er iſt, und er lüge nicht über das gewohnte Maß! Es iſt ja abſurd. Selbſt ein dreißigjähriger Krieg könnte einen Philoſophen nicht hindern, hat Descartes nicht gehindert, Gedanken zu haben, er hat ſie halt, weil ſie ihn haben. Und was nun gar die Erkenntniskritik anlangt, für die der Mauthner ein Faible hat wie die Motte für das Licht, das ſie verzehrt, ſo muß ich ſchon ſagen, daß es gerade ihr heute in Deutſchland bei Huſſerl relativ am beſten geht, ſo gut, daß auch vor ihr die Sprachkritik des Herrn Mauthner zum wüſten Dunſt wird und als das bare philoſophiſche Unweſen daſteht — ſo farblos muß man ſich eben in der Erkenntniskritik ausdrücken, wenn ich mich in konkreteren Sphären bewege, dann nenne ich die Sprachkritik anders, er weiß ſchon. Und daran kann der Krieg nichts hindern; ja das wäre immer noch genau ſo, auch wenn die Ruſſen nach Göttingen kämen und Huſſerl erſchlügen, den Mauthner aber am Leben ließen, damit er ihnen am Lagerfeuer zur Unterhaltung etwas vorgrinſe — das änderte nichts daran. Indeſſen, die Sorgen des Herrn Mauthner ſind ja ganz andere. Ich weiß ſchon, was ſoll es bedeuten. In bangen Nächten gefriert ihm zuweilen und all den andern Herren des Berliner Tageblatts das behagliche Lächeln in der eiſigen Angſt, daß nach dem Krieg der ekle Rotz des Berliner Freiſinns, der vor dem Krieg über alle geiſtigen Gebiete ſich hinwälzte, alles Edle ſchon im Keim und Samen erſtickte und nur das Gemeine üppig wuchern ließ, ein wenig eingedämmt werden könnte. Ach, wäre

doch meine Hoffnung darauf ſo groß, wie ſeine Angſt davor! Mir wäre wohl.

Als aber der Mauthner abermals und zum dritten Mal im Sonntags-Feuilletonſtall des Berliner Tageblatts erſchien, da waren aus den kleinen Hauptſätzen, welche die Brücke bilden ſollten, auf der Herr Mauthner von der Inſel der „Begeiſterung“ und der „opferbereiten Siegeszuverſicht“ ſich wieder auf das Feſtland der beſchaulichen und behaglichen Skepſis hinüber retten könnte, große Hauptſätze und ganze Abſchnitte geworden. Und Herr Mauthner, der bekanntlich davon lebt, daß er ſagt, der eine Philoſoph hab' äſo geſagt und der andere Philoſoph hab' äſo geſagt, Herr Mauthner, der bekanntlich darüber niemals verzweifelt iſt, ſondern immer nur behaglich gelächelt hat, Herr Mauthner, der bekanntlich nie merkt, daß ein und derſelbe Philoſoph nicht einmal äſo gekonnt hat, und das andere Mal äſo, ſondern daß das nur die Charlatans können, die Agrippas von Nettesheim, die wenigſtens ehrlich draufgingen, während ſie im 20. Jahrhundert infolge des Fortſchritts und des Berliner Tageblatts hochgeehrt als „Lehrer des Volkes“ ſterben werden, Herr Mauthner, der bekanntlich ein genialer Skeptiker iſt, erklärt uns, weil ein Skeptiker bekanntlich dazu der Berufenſte iſt, was die Moral ſei: „Was iſt das: die Moral, die Göttin Moral, die durch die menſchliche Einrichtung des Krieges höchſt anſtößig auf den Kopf geſtellt worden iſt?“ Nun muß ich ſofort feſtſtellen, daß ich zwiſchen der Moral des Berliner Tageblatts, des vordern und des hintern, im Frieden und ſeiner Moral im Kriege keinen Unterſchied finden kann, und ich war auch niemals der Meinung, daß dieſe Moral eine Göttin ſei, ſondern immer der feſten Ueberzeugung,

daß ſie dem Herrn Mauthner bis auf die Haarigkeit gleiche. Und wenn man nun den Herrn Mauthner auf den Kopf ſtellte, ſo könnte dieſe Prozedur die aprioriſche Anſtößigkeit ſeiner Exiſtenz und Perſon nicht noch mehr ſteigern, könnte unſer Weltbild nicht ändern, weil nämlich Herr Mauthner, auf den Kopf geſtellt, einfach mit die Fieß philoſophieren, mit die Fieß Feuilletons ſchreiben, die Fieß ſtatt die Händ an Ariſtoteles und an Held und Genus abreiben würde. „Zunächſt iſt die Moral gar keine Göttin, ſondern einfach die menſchliche Sitte, inſofern ſie wichtig oder notwendig ſcheint für den Beſtand eines Volkes. Die Moral iſt — um einen darwiniſchen Ausdruck zu gebrauchen — die arterhaltende Sitte.“ Und da ſag nun einer, daß das nicht einfach ſei! Sehr einfach. Der Dummkopf merkt ja nicht einmal, daß er immer ſchon im zweiten Satz oder ſchon im erſten aus der Höhe ſeiner „genialen Skepſis“ hinunterplumpſt in ſein Element, in die Suhle der Commis-Voyageur-Dogmatik, die immer alles genau weiß, was ſtinkt, und daß es ſehr einfach iſt. Sehr einfach! Der Dreck erhält die Art der Wanzen, ſo wird das Dreckdrucken zur arterhaltenden Sitte, und die Moral iſt keine Göttin, ſondern einfach eine Zeitung, die zudem den Vorzug hat, daß man ſie niemals wird auf den Kopf ſtellen können, weil ſie immer nur liegt (oder lügt, ich überlaſſ' es dem Setzer, und in der Ausſprache des Herrn Mauthner iſt's ſowieſo gleich) und weil ſie alſo überall Hinterer iſt. „Ich verkehre ſeit Wochen viel mit unſeren Verwundeten. Jeden Tag fällt mir das Wort Bismarcks ein: Unſere Leute ſind zum Küſſen“. Er wird doch nicht etwa, das Haarwunder! Ich hoffe, daß ihm das, wenn nicht aus anderen, ſo doch aus ſanitären Gründen verboten wird. Es iſt wahr-

lich eine arge Einrichtung des Staates, daß er dieſe Herren — und es gibt ihrer nur allzuviele — argloſe Verwundete beläſtigen, Eindrücke ſammeln und daraus Kriegs-Feuilletons fürs Berliner Tageblatt machen läßt, anſtatt daß er ſie die ihnen idealiter ganz klar zuerkannte Funktion auch realiter ausüben läßt: die Haferl zu leeren. „Und wäre es nur darum, müßten wir den Tag herbeiſehnen, an dem wir zu der Kultur und der Moral des Friedens als Sieger werden zurückkehren können. Wäre es auch nur darum, um wieder auf Goethe ſchwören zu dürfen.“ Aber ſeit wann iſt denn Goethe

der Herr der Ratten und der Mäuſe,
der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe

daß die auf ihn ſchwören dürften?!

Als aber der Mauthner abermals und zum vierten Mal im Sonntagsfeuilletonſtall des Berliner Tageblatts erſchien, da war es klar geworden, daß er heimgefunden hatte, aus der gefährlichen Epoche der „Begeiſterung“ und der „Opferbereitſchaft“ zurückgekehrt war in die behagliche Beſchaulichkeit der ſieggekrönten Skepſis. Zum erſten Mal wieder ſeit Monden belauſchte er ein „Geſpräch im Himmel“, Bismarck und Goethe wurden bemüht, ſie mußten den Jargon plaudern des Herrn Mauthner und ſein Lächeln grinſen; Held und Genius mußten mauſcheln in einem Blatt, über das ſie auf dem Abtritt noch ergrimmt wären. Heil dem Sieger! Sind ſie auch lang die Winternächte, bang ſind ſie nicht mehr. In ihnen ſteigt dem Mauthner keine Sorge mehr auf, daß Deutſchland nach dem Krieg nicht wieder zu dem zurückfinden könnte, was es vor dem Krieg ſo ſchön ſchon hatte: den Rotz der Berliner Intelligenz, denn auch im Krieg noch wird

er gegrüßt als Sieger. Behaglich und beſchaulich war wieder das Daſein geworden, als Herr Mauthner entdeckte, daß die neue Zenſur dem Gewerb' ſo wenig zu Leibe geht, wie die alte, daß ſie alles, alles, alles durchläßt, nur nicht — wenn er kommen ſollte: den Geiſt.

Wie war das Wir ſo ſchön am Anfang und hatte Klang und Fülle, niemand brauchte es zu ſagen, es ſtand auf der Stirne aller vom Kind bis zum Greis, es leuchtete in den Augen aller — es war ein kurzer Augenblick der Erlöſung. Als aber in der nächſten Stunde noch das Wir, aus dem Herzen des Volkes geraubt, in die Mäuler der Journaliſten kam und den Weg durch die Preſſe beſchmutzt wieder in das Volk nahm, da ward es leer und wüſter von Tag zu Tag. Troſtlos ſtand man vor dieſem Unabänderlichen und ergrimmte, daß es unabänderlich war. Die geiſtige Führung der Völker übernahm, nein, ſetzte fort ihr Auswurf. Hüben und drüben durfte die Preſſe ungehindert die Lügen der Hyſterie verbreiten, aber auch die der geſunden Gemeinheit. Sie predigte einen ſinnloſen, blinden, in keiner Anſchauung begründeten Haß. Dies aber iſt das Verwerflichſte und Verworfenſte, das geſchehen kann. Der Haß hat allein im Einzelnen geiſtige Berechtigung, im Einzelnen, der ſieht und ſagen kann, was er haßt, der vor dem letzten Gericht die Verantwortung übernimmt, daß, was er haßt und — das folgt aus dem Haß — vernichten will, auch des Haſſes und der Vernichtung wert iſt. Den Literaten Liſſauer aber, den Autor des wüſten und dummen Haßgeſangs gegen England, hätte eine Staatsgewalt, die ſich ſelber verſteht, in ein Arbeitshaus einſperren müſſen, wenn er nicht in den Schützengraben taugte,

anſtatt ihn frei herumlaufen und „dichten“ zu laſſen. Ehe dieſer Herr auftrat, waren ſich die geiſtigen Führer Deutſchlands, alſo die Journaliſten, noch nicht recht einig, welches Nachbarvolk man am meiſten haſſen müſſe, das Frankreich der Mordbrenner und Leichenräuber, das perfide Albion, das Land der Krämerſeele — dieſe Bezeichnung fand man am häufigſten in den Moſſe- und Ullſteinblättern, die erwieſenermaßen nur von adeligen Seelen geleitet werden und den Krämergeiſt von jeher verabſcheuten — oder die Tataren, die bekanntlich Tag und Nacht keinen andern Gedanken haben, als wie ſie die Juden plagen könnten. In dieſer ſchweren Qual der Wahl entſchied ſich der Herr Emil Ludwig im Feuilleton des Berliner Tageblatts gegen die Tataren, aus Gründen, die er nicht nennt — er nennt nur falſche —, die wir aber nach dem Krieg von Herrn Wolff und Genoſſen deutlich genug zu hören bekommen werden. Sie laufen, glaub' ich, alle in dem einen Urgrund zuſammen, daß vor Jahren der Herr Georg Brandes in Petersburg nicht hat reden dürfen. Dieſes Verbot war eine halbe Kulturtat, es war keine ganze, weil diejenigen, welche es erließen, ſeinen Sinn nicht tief genug faßten und auf der Oberfläche der Polizei und Politik blieben. Herr Emil Ludwig nun, vielleicht die üppigſte Sumpfblume der neuberliner Literatur, ſchreibt: „Nur nach einer Seite hin iſt dieſer Krieg von innerer Bedeutung, hiſtoriſch notwendig und mit dem vollen Haß zu führen, den raſſige Menſchen raſſigen Menſchen zollen. Die Slawen oder wir, das iſt die Frage .... Ich nehme aber die Stunde wahr, um aus dem Herzen laut zu ſagen, daß ich ſie haſſe, jene ſlawiſche Seele, und daß ich weiß, wie vielen von den Jüngeren ich aus der Seele

ſpreche. (Um keinen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt zu ſein, möchten wir betonen, daß auch wir jene ſlawiſche Seele, die ſich in Tolſtoi, Lermontow, Turgeniew, Puſchkin und anderen Großen des ruſſiſchen Geiſteslebens verkörpert, nicht haſſenswert finden. Die Redaktion.) Kaum war die Bewegung für den großen Tolſtoi in Deutſchland über ihre Höhe, da kam die andere für Doſtojewski, und welcher Künſtler wollte ſich dieſer dämoniſchen Inbrunſt, dieſem umſchatteten Erzengel entgegenſtellen! Aber die Welt, die er liebt und geſtaltet, iſt nicht unſere Welt, ſein Dämon iſt nicht unſer Dämon ...“ Das ſieht ja ganz ſchrecklich aus, ein Kampf der Geiſter: der germaniſche Genius in Herrn Ludwig gegen umſchattete Erzengel. Trotzdem: ich hätte der Redaktion des Berliner Tageblatts geraten, den Haß des Herrn Ludwig nicht gar ſo ernſt zu nehmen. Es war wirklich keine Gefahr und keine Notwendigkeit der Berichtigung; kein Abonnent oder Inſerent wäre wegen des Haſſes des Herrn Emil Ludwig auf Doſtojewski abgeſprungen, das iſt denen wurſcht, und wenn's denen wurſcht iſt, ſollte es füglich auch der Redaktion des Berliner Tageblatts wurſcht ſein. Bitte, nur keine Bemühung um die Kultur! Es war auch nicht nötig, daß das Berliner Tageblatt, „um keinen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt zu ſein“, mir ihre eigenen Mißverſtändniſſe verriet. Es iſt nämlich komiſch, wenn die Redaktion betont, daß ſie den Geiſt Turgenjeffs nicht haſſe, wie wird ſie denn, das iſt ja, wie wenn ſie beteuerte, daß ſie den Geiſt Heines nicht haſſe. Mit Tolſtoi freilich iſt es eine andere Sache, mit Tolſtoi zuſammen gibt es keine Textileinheiratinſerate und keine ſtinkenden Romane von Felix Holländer, auch keine gehirnerweichenden von Felix Salten, und ganz anders

iſt es mit den andern Großen! Wie niedlich, mit einem unbeſtimmten Plural den einen Doſtojewski zu umſchreiben, dem ich nachſagte, daß er einem Berliner Tageblatt-Literaten die Hand nicht gereicht hätte. Das Berliner Tageblatt hätte ihn nicht ſo ernſt nehmen ſollen, den Haß des Herrn Ludwig auf die ſlawiſche Seele, die wird ſich ja auch nichts daraus machen, weil ſie im Ertragen von Wanzenſtichen ſicher geübter und heroiſcher iſt, als wir, die daran ſterben können und deren Aufgabe deshalb zunächſt iſt, das Ungeziefer auszurotten. Der eigentliche Greuel iſt ja der, daß ein Emil Ludwig auch jetzt im Krieg noch ſchreiben darf; von da ab iſt es ziemlich gleichgültig, was er ſchreibt, da wir ſchon lange wiſſen, wie er ſchreibt. Ich kann mir denken, daß auch ſeine literariſchen Freunde grinſen, wenn der Ludwig von der germaniſchen Raſſe redet, von der Seele, dem Haß und dem Dämon. Ja, die Germanen; dieſe Herren leiden jetzt alle an Halluzinationen, ſie ſehen bloß noch Blond und Blau, ſogar wenn ſie in den Spiegel ſehen. Und die Seele des Herrn Ludwig und die der Jüngeren, aus der ein Ludwig ſprechen darf, gehören doch auch in den Lauſebereich des Herrn Mauthner und ſind nach deſſen und des großen Philoſophen Mach unwiderleglichen Beweiſen nur ſymboliſche Wortbezeichnungen für ein Nichts, eben nichts. Der Haß aber, der Haß, ich wette, iſt eine abſtrakte Leſefrucht aus der Fackel. Nur der Dämon iſt ganz neu, ganz Neuberlin; ich glaube, er ſtammt aus den Ausſtattungsſtücken Reinhardts. Kein Berliner Tageblatt-Kavalier geht heute und nun vollends während des Krieges, ohne Dämon aus; lieber läßt er noch das ſilberne Zigaretten-Etui in der Taſche, als daß er ſeinen Dämon nicht vorzeigt; er greift bei jeder Gelegenheit nach ihm,

wie der Oberbayer nach dem griffeſten Meſſer, das mir aber mehr imponiert. Der tanzende Holländer hat den gruſeligſten, aber der des Herrn Ludwig wird ihm mit der Zeit auch nicht nachſtehen. Wie geſagt, ich kann es mir gar nicht anders vorſtellen, als daß die literariſchen Freunde grinſen, wenn Herr Emil Ludwig von der germaniſchen Raſſe redet, von ſeiner Seele, ſeinem Haß und ſeinem Dämon (tailor made).

Sein Dämon aber iſt es wohl, der den Herrn Ludwig auf die Schlachtfelder treibt und ihn ſo berichten läßt: „Im Chauſſeegraben liegt etwas Dunkles, wir greifen an den Hahn, — dann lachen wir: nein, es iſt kein Franzoſe, nur ſein Rock. Hingebreitet wie ein liegender Menſch liegt dort ein langer blauer Infanterierock. Wir heben ihn auf: der Aermel iſt abgeriſſen. Das bedeutet einen Menſchenarm. Innen iſt das Futter rot von klebrigem Blute: das bedeutet einen Menſchen. ‚Die Taſchen?‘ Ich wage nicht, in dieſem unheimlichen Mantel zu ſpionieren, der Geiſt des Menſchen, dem er angehörte, ſchwebt über ihm. Ich bewundere die ſchönen Knöpfe: eine feuerſpeiende Kugel iſt darauf geprägt. Der Chauffeur greift in die tote Taſche. Brief! „Je ne vois plus rien à te dire pour le moment, si ce ne'st pas que l'on t'embrasse tout bien fort‘ . . . .“ Was iſt das für ein Dämon? Sind wir ihm ausgeliefert? Ich fürchte, es gibt kein Entrinnen, dieſen Dämon kann man nicht austreiben; wo fände ſich denn die Sau, die geſtattete, daß er in ſie fahre?! Und ruhelos treibt dieſer Dämon, der weiß, daß das Berliner Tageblatt gut bezahlt, den Herrn Ludwig von Holland nach Belgien, von Belgien nach dem Elſaß, vom Elſaß nach Polen, und überall ſpielt er, wie

Meiſter Kerr, die Harfe zu ſeinen Reporternachrichten: „In der Mitte der Brücke, in verglaſtem Kapellchen von Holz, ſteht eine geſchnitzte Madonna, ſchwärmeriſch trauernd. Daneben ſteht, am Geländer, ſchweigend ein alter Jude. Das iſt das letzte Sinnbild von Polen.“ Ehre dem alten Juden, der ſchweigt. Das letzte Sinnbild von Europa iſt ein anderes: da ſtehen junge Juden, im Smoking, neben der geſchnitzten Madonna, und ſind Kunſthiſtoriker und betaſten ſie und beſpeicheln ſie und pſychoanalyſieren ſie und plaudern, plaudern für das Berliner Tageblatt. Und wenn's die Madonna nicht iſt, dann iſt's die Venus oder die Helena. Man höre:

„Ein Seegefecht vor Troja.

Von unſerem zum türkiſchen Kriegsſchauplatz entſandten Spezial-Korreſpondenten Emil Ludwig.“

„Mich erfüllt das Vorgefühl: mit Augen den Schauplatz zu ſehen, auf dem du ſeit der Kindheit dich bewegteſt. Mit ihren gehämmerten Rhythmen ſtiegen die Namen des Homeriſchen Gedichtes in mir auf und nieder, miſchten ſich mit dem Trotte des Wagens, ſchimmerten auf unter dem Zucken des engliſchen Scheinwerfers, ſanken wieder in die Nacht, in die wir fuhren. Mir ahnte nicht, was kommen ſollte.

Als es tagte, fanden wir uns auf einer breiten Ebene. Den Hügel abwärts kam ein Zug von Kamelen, ſchwarz wölbten ihre Buckel ſich vor der Sonne, feldgrüne Soldaten ſchritten daneben, wiegend, nur zuweilen lenkten ſie die phantaſtiſchen Tiere an dem großem Strick, der alle zu einer Einheit macht. Laſten von Proviant trug jeder Koloß gegen die Küſte hin, Sinnbild des Dienens — wie keins von allen Tieren, und mit ſchnellen Schritten ſuchten kleine Eſel mitzukommen.

Herden von Kühen und Herden von Schafen ziehen glockenläutend durch das Feld, graſen und laufen, ſchaffen ein Paſtorale an Stelle eines Krieges, und der Hirt, in ſtechend bunte Tücher gewickelt, ſitzt an einem flinken Waſſer, hält die Füße hinein und ſchweigt. Ich pflücke den Mohn, der ſeit den Jahrtauſenden hier ſeine leuchtenden Gebilde ſchafft, gefüllt mit dem geheimnisvollen Samen, der Phantaſien wirkt wie das Homeriſche Gedicht.

Ich fühle mit einem Male Zuſammenhänge, wie ſelten, wie nie in dieſem Kriege. Auf der Mauer des Priamos, da liege ich, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, vor mir ragt am Meer der Grabhügel des Achilleus, weſtlich der des Ajax, ich ſehe einen gewundenen Lauf glänzend verſchwinden, das iſt der Skamandros; fern im Rücken fühle ich die Gewalt des Götterberges. Der Stein in meiner Hand, den ich mit Sorgfalt löſte, um ihn wie ein Kreuzfahrer als Pfand in mein Haus zu tragen, er half die Mauer des Gemaches tragen, in dem Helenas reizende Sünde ſich in Hephäſtos' Netz fing ....

Sſſ-ſſ-ſſwt! Bums!! Ein Volltreffer! Man ſtaunt, man ärgert ſich faſt, daß man den Herren eben doch nicht gewachſen iſt, indem ſie immer wieder ſchreiben, was man niemals den Mut gehabt hätte, ihnen zuzuſchreiben. Aber jetzt iſt's aus. Das kommt davon, wenn man nach Dardanos bloß ſeinen Dämon mitnimmt und nicht auch den Zettelkaſten oder den falſchen. Aber was geht das mich an! Et que Diable, que Diable allait-il faire en cette — trière! Jetzt iſt's aus. Ein Volltreffer, und bloß lag die ſtinkende Sünde eines Feuilletoniſtenhirnes. Zu Tage traten alle Zuſammenhänge zwiſchen Cohn und Kreuzfahrer und nimmer zur Ruhe kommt die Flucht der Aſſoziationen zwiſchen der Jeruſalemerſtraße und der Akropolis, zwiſchen Troja und Paris, dem die Venus entfloh, weil Mars die Stunde regiert und ſie ohne Merkur auch nicht mehr leben kann. Ihr Götter, wie ſoll man ſich auch erwehren, wie Herr werden der überwältigenden Fülle der Geſichte in dieſen Gegenden, wo, ich bitt Sie, ſo viel ſchon paſſiert iſt. „Sieht das Auge, das ſchweifende, gen Korinth, wo Agamemnon einſt, aus des Labdakos fluchbeladenem Geſchlecht ..... im Bad mit dem Neſſoshemd erwürgt ward, weil ſein Ahn einſt der Niobe die eigenen Kinder zerſtückelt zum grauſen Mahl ... wiewohl er im Hofe des Schloſ-

ſes ... von Teireſias, dem greiſen Seher, der vor Wintern in Moiſſi ..., der auch des Oreſteles Pathos zum Sinnbild des Muttermordens verdichtete ... mit Reinhardt Neſtor und Pollux der Mittelmeerkultur, deren kongeniale Fortſetzung und übergreifende Steigerung ....., Kriegsziel .... Auf der Mauer des Priamos, wenn man da liegt, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, wie fühlt man die Zuſammenhänge der Jahrtauſende! Auch wir ſchöpfen ... der Danae ewig rollendem Faß ... Haß gegen die Tataren und wohl auch gegen jenes Volk mit dem inſularen Denken, das ... Argonauten in Tauris ... im Garten der Hebriden ... das goldene Kalb ... Wenn man den Mohn pflückt, (der ja manchmal die Farbe der Herbſtzeitloſen hat) wirkt er Phantaſieen wie das Homeriſche Gedicht ... aus weinfarbenem Meer die Inſel, auf der Io von der Bremſe, in die Zeus ſich verwandelte ... geſtochen wurde ... hier fiel dem kretiſchen Ochſen, kaum daß er Europa beſtiegen hatte, der Goldregen in den Schoß. Herden von Schafen ziehen glockenläutend durchs Feld und ſchaffen ein Paſtorale ... Schwant euch, ihr Brüder? ... Platane ... Dido mit dem ... Neuere Forſcher, denen aber die Phantaſie mangelt, verlegen dieſe Szene gerne an den Lido. Auch Michel Agniolo Buonarotti hat ja die verwegene Symbolik dieſes echt heidniſchen Stoffes für ſeine künſtleriſche Leidenſchaft gewählt und ihn in unvergängliche, eherne Rhythmen gehämmert und gegoſſen, die auch hier noch unter dem Zucken der engliſchen Scheinwerfer aufſchimmern ... und von unſerem deutſcheſten Philoſophen, der nicht umſonſt in Meiſter Erwins und des jungen Goethe Stadt lebt, von Meiſter Georg Simmel, der letzten Endes die hellſten Lichtblicke in das urger-

manische Clair-obscur Rembrandts geworfen hat, erwarten wir auch die endgültige Psychologik . . ." — Ihr Götter, laßt auch mich ein Bild festhalten von dieser neoromantischen Reise ins klassische Altertum: Seht dort, seht ihn, mit der grazilen Müdigkeit eines anglisierten Ladenschwengels, Endymion, da liegt er, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, auf der Mauer des Priamos, der wiewohl ein König ihm aber in Wahrheit so egal wie die Königin also Hecuba ist, weil er eigentlich ein difer Kellner ist im Adlon (Jovis Vogel) und Ganymed heißt, so aber auch nicht, sondern Emil Ludwig sich schreibt, was aber wiederum ein Pseudonym ist, also kurzum: nichts Genaues liegt da auf der Mauer des Priamos und drängt, wohin? Ach, wohin? Hinauf! Mir! Mir! Aufwärts zum allzahlenden Zeus, wo doch aber in Berlin und der Mosse ist und die nächste Verbindung die Telegraphenstation in Dardanos ist. Was aber tut er jetzt? Auf dem blühenden Mohn mit dem geheimnisvollen Samen? . . . Oeffentlich? Vor 230.000 Abonnenten? Einen Strick her, ihn zu binden bei solcher Unzucht mit der Allerweltsphrase auf kulturschänderischem Lager, das bedrecktes Zeitungspapier ist und Berliner Tageblatt heißt. Ich binde ihn im unseligsten Augenblick seiner geistverfluchten Lust und unserer Qual, binde ihn, ihm zur Qual und uns zur Lust, mit dem Strick, den er selber mitbringt, der die Kamele zur Einheit macht, welche die Esel nicht stören.

Zum Mythos des Gestanks wird einst die Bildung des Berliner Tageblatts werden und seines Spezialkorrespondenten vor Troja. Und so was also schreibt Bücher über Bismarck, die dann bei S. Fischer herauskommen und in der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschland" an-

gezeigt werden. So was iſt zwar durch dieſen meinen Aufſatz geiſtig erledigt, aber beileibe nicht in der deutſchen Literatur, wo ſo was auch weiterhin Karriére machen wird, weil die deutſche Literatur in Berlin mit ihrem politiſch-äſthetiſchen Sängerbund und der führenden Monatsſchrift halt genau eben ſo was iſt.

Herr Th. Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblatts, nahm ſich die Mühe, die deutſche Kultur zu verteidigen und zu beteuern, daß der Deutſche alte Kirchen ſehr hoch ſchätze. Aber die deutſche Kultur müßte ſich ſolcher Fürſprache ſchämen und ſie ablehnen; der Herr Wolff ſoll die Börſe unterrichten, was ſie jetzt am beſten zu tun hat, ich werde ihm nicht drein reden, im Gegenteil: ich werde jedem, der Papiere hat, empfehlen, ſich an den Rat des Berliner Tageblatt zu halten. Der Herr Wolff laſſe die alten Kirchen und die Kultur in Ruhe — hands off! Die ſchamloſe Beſchäftigung der Kunſthiſtoriker, Feuilletoniſten, Politiker und Liebhaber nach Art des Herrn Wolff mit alten Kirchen iſt ſchon lange eine Schmach Europas, die zum Himmel ſchreit. Dieſe B. T. Kultur, die im Gucken und Taſten und Leſen und Feuilletonſchreiben, eigentlich aber im Geſchäft beſteht, bringt es ja wohl fertig, von einem gotiſchen Dom und dem Herrn Shaw im ſelben Atemzug zu reden und beide Kultur zu nennen. Ich war noch nicht 20 Jahre alt, als ich einen der Kulturbreiköche in Krämpfe verſetzte, weil ich behauptete, daß es ziemlich gleichgültig ſei, ob Amerika alle Werke Michel Angelos aufkaufe, daß es gleichgültig ſei, ſolange in Europa noch ein Michel Angelo zur Welt kommen kann. In dieſer Anſchauung werde ich bleiben. Ich nehme keinen Anſtoß an der Beſchießung von

Kirchen im Kriege, aber ich bin für die Vernichtung der Parasiten, die an dem Geiſte zehren, aus dem einſt eine Kathedrale von Reims wurde. Und ich ſage: Wenn der Herr Wolff im Moſſeblatt ſchreibt: „Es gibt — vielleicht von einigen Vertretern der kraftmeieriſchen Poſe abgeſehen — keinen gebildeten Deutſchen“ — verfluchtes Geſchwätz, als ob eine Kathedrale nicht auch für einen ungebildeten Katholiken da wäre, aber ganz und gar nicht für einen gebildeten Wolff, als ob ſie von gebildeten Wolffs erbaut worden wäre oder erbaut werden könnte! Verfluchtes Geſchwätz! — „der die Nachrichten über das Schickſal der wunderbaren Kathedrale anders als mit aufrichtigem Schmerz leſen könnte“, ſo ſtinkt dieſe Phraſe, ſie ſtinkt ärger als die Leichen. Die ſtummen Steine müſſen ja ſtöhnen nach Feuer und Brand, ſie müſſen ſich ja ſehnen nach Vernichtung, ſie müſſen ja flehen um Erlöſung von dem Betaſten und Begucken der gebildeten Wolff und Genoſſen. Ein Menſch kann ja reden, ich habe noch die Sprache, ich bin nicht ohne Wehr und ich werde mich wehren, aber ſtumm die Qual tragen zu müſſen wie die Steine — ſie müſſen ja einfallen wollen, die Kirchen frommer Hände.

Nie werde ich leugnen, daß die Wolffs jene Bildung haben, die ſie befähigte, in Paris Miniſter und Präſidenten zu werden. Kennen, leſen tun ſie alles, z. B. auch Luther oder Fichte. Und es iſt wiederum nicht zu leugnen, daß man Chefredakteur des Berliner Tageblatts ſein und zugleich Fichte und Luther leſen kann, aber bis zum letzten Atemzug und noch vor dem Gericht werde ich leugnen, daß einer Chefredakteur des Berliner Tageblatts und zugleich ein geiſtiger Nachkomme Fichtes oder Luthers ſein kann.

Alſo ſtill davon! Auf jeder Nennung der Namen Fichte oder Luther ſtehe harte Strafe! Mit den Idealen der großen Führer des deutſchen Geiſtes bringt keiner den Inſeratenteil des Berliner Tageblatts zuſtande. Wer das nicht einſieht, wer das leugnet, der — ich will es nicht ſagen. Nur kein Mißverſtändnis! Die Wolff und Genoſſen dürften in meinem Staat auch tun, wonach eigentlich ihr Herz drängt. Sie könnten ſo reich werden, wie ſie geworden ſind, aber ſie müßten die ihnen nach der Ordnung des Geiſtes gebührende Stellung einnehmen. Die groteske Perverſion, daß ſie zugleich die Führer des Geiſtes ſpielen, die Probleme des deutſchen Volkes löſen helfen, und durch dieſes verruchte aber einträgliche Spiel den Durchbruch des Geiſtes wirklich verhindern, würde mein Staat nicht dulden. Es käme niemals zu der unſagbaren Schamloſigkeit, daß der Angeſtellte eines Inſeratenagenten öffentlich behaupten darf, das Herz tue ihm weh, weil die Kathedrale von Reims beſchoſſen wird — und weiß doch jeder Abonnent und Inſerent, wann dieſen Herren das Herz wirklich weh tut. — Wenn man ſo einfache und klare Dinge ſagt, wie ich ſoeben, hat man es freilich mit zwei Gegnern zu tun: dem Idiotismus, der es nicht verſteht, und der Gaunerei, die es nicht verſtehen will.

Weil er den Genfer Proteſt unterſchrieben hat, iſt man dahinter gekommen, daß Herr Jacques Dalcroze ein Charlatan iſt. Man iſt nicht dahinter gekommen auf Grund ſeiner Tätigkeit, ſeiner Muſik und ſeines Ausſehens, d. h. alſo, man iſt auch jetzt nicht weſentlich dahinter gekommen, daß er ein Charlatan iſt, ſondern man bildet es ſich bloß

ein; man würde den Herrn Jacques Dalcroze, wenn er in Berlin anſtatt in Genf ſich am europäiſchen Schwachſinn beteiligt und einen „Proteſt“ unterſchrieben hätte — er wird es bereut haben — für ein Genie und einen Charakter halten. Bei der Gelegenheit iſt man auch dahinter gekommen, daß Herr Jacques Dalcroze eigentlich Jakob Dalkes heißt. Selbſt wenn es faktiſch nicht wahr iſt, ſo iſt es doch ewig wahr, daß Herr Jacques Dalcroze eigentlich Jakob Dalkes heißt; das ließe ſich ſofort dadurch beweiſen, freilich nur für die, welche Augen haben, daß ich ihn hier abbildete. Man iſt weiter dahinter gekommen, daß Herr Jakob Dalkes aus Wien ſtammt, was ja freilich, wenn das erſte gegeben iſt, wirklich nur eine immanente ſich ſelbſt vollziehende Folgerung iſt. Und wenn es faktiſch nicht wahr iſt, ſo iſt es doch ewig wahr, daß Herr Jakob Dalkes aus Wien ſtammt, weil nämlich Wien jene Stadt iſt, die dazu auserſehen ward, daß in ihr alles Unweſen des Geiſtes — auch Herr Blei muß aus Wien ſtammen — muſizierendes Fleiſch und literariſches Blut werde und uns heimſuche.

Wenn Herr Harden einen Vortrag hält, dann beſpricht ihn Herr Emil Ludwig im Feuilleton des Berliner Tageblatts ſo: „er mied die Phraſen, die heute überall ausgeſtreut liegen wie Minen im Kanal, und fuhr mit ſolcher Vorſicht, daß er keine berührte.“ Ja gewiß, ſo ſtellen dieſe Herren ſich das vor. Und wenn man's nicht vorher ſchon gewußt hätte, jetzt wüßte man's, wie ſie ſchreiben und wie ſie reden, die Harden und die Ludwig und auch der Thomas Mann, wenn er nicht gerade die Geſchichte ſeiner Familie erzählt, ſondern „Gedanken im Kriege“ hat. Da

ſchiffen ſie alſo herum, ängſtlich und mit großer Vorſicht. Halt! Obacht! Eine Mine! Sie wird umſchifft, aber da iſt ſchon eine neue. Zu ſpät! Schon ging ſie los: „Der letzte Soldat leiſtet heute mehr, als alle Schreibenden.“ Aber die Herren bleiben am Leben, ſie ſchreiben und reden weiter, denn die Mine war nur eine Phraſe. Sie werden es nicht erjagen, was ſie nicht fühlen, aber ſie werden auch nicht vermeiden, was ſie ſind und haben: die Phraſe. In alle Ewigkeit nicht werden ſie es verſtehen, die, welche draußen ſind und die Welt und die Form der Phraſe mit ſich tragen auf die Schlachtfelder als Reporter über Leichen und wieder ins Berliner Tageblatt und in die Zukunft — in alle Ewigkeit nicht werden ſie es verſtehen, die, welche draußen ſind, daß der wahre Schriftſteller, wenn er bei ſich iſt und in ſeiner Sprache lebt, ſich vor nichts weniger fürchtet und zu fürchten braucht, als vor der Phraſe, denn die iſt ewig draußen.

Herr Carl Hauptmann, „ein Bruder Gerhart Hauptmann's“, ſchreibt im Berliner Tageblatt Briefe an ſeine amerikaniſchen Freunde. „Bergſons Philoſophie iſt eine Unterhaltungsphiloſophie, die ſich der Eſprit aus dem Aermel ſchüttelt ..... ein ſehr elegantes, ſchillerndes Salonkleid. gut ſitzend, um es vor gelangweilten, vornehmen Damen zu tragen. Meinetwegen ein ſchön drapierter Mantel, den der zeitgenöſſiſche Windhauch wie eine lockere Modeſache hiehin und dorthin treibt. Bergſons Philoſophie iſt die Philoſophie der ewig Relativen. Um Frankreich wirklich gerecht zu werden, müßten wir an die Blütezeiten ſeiner Bildung denken. Müßten wir uns an Männer wie Carteſius erinnern. Manch einer von ihnen warf

da in die Schöpfung unſeres menſchheitlichen Weltbildes mit elementarer Wucht einen Eckſtein. Selbſt der ſkeptiſchſte aller Zweifler wie Montaigne modellierte mit ſeinen Zweifeln, als wären ſie nur die Spachtel des Bildners, poſitiv geſehene Weſensgeſtalten menſchlicher ſeeliſcher Beſchaffenheit.“ Halt, halt, ehe man ſpeien muß. Es geht doch nirgends ſo phantaſtiſch zu wie im Feuilleton. In der Wirklichkeit wird ein Eckſtein ſorgfältig eingemauert und er ſteht geduldig an ſeinem Eck und wartet auf den Karren, der ihn anrempeln ſoll. Im Feuilleton des Herrn Carl Hauptmann aber fliegen die Eckſteine nur ſo umeinand, mit Wucht; aber ſolche Eckſteine, wie Herr Carl Hauptmann, braucht eben heute das menſchheitliche Weltbild und das modellierende Feuilleton, wo das fünfte Wagenrad auch ſchon eingeführt iſt: die tun ſich nichts. Um die Dummheit der andern zu entfeſſeln genügt oft ein kleines Wort, das klug oder töricht ſein kann. Im Falle Bergſons war es gewiß ein törichtes. Aber wo iſt hier ein Verhältnis von Urſache und Wirkung? Erſt kam Gerhart Hauptmann und fügte ſich ſelbſt viel des Leids zu, indem er von Dingen ſprach, die er nicht verſteht, dann kam, um von den zahlloſen anderen zu ſchweigen, um mich nur an das Berliner Tageblatt zu halten, deſſen philoſophiſcher Hausaffe und fragte grinſend: Wer iſt Henri Bergſon? Jetzt kommt einer, von dem noch niemals irgendwo ein Wort erſchienen iſt, ohne daß einleitend bemerkt war, daß der Verfaſſer ein Bruder Gerhart Hauptmanns ſei. Wie ein Mann ſo etwas überhaupt aushält, ohne ſich umzubringen oder ohne einen echten Eckſtein herauszureißen und den Bruder zu erſchla-

gen oder ohne wenigſtens von nun an zu ſchweigen, das habe ich nie verſtanden, das war für mich immer ein Rätſel. Aber ſolche Leute ſind jetzt Führer des Geiſtes, nehmen den Mund voll Brei und der ſinnloſeſten Phraſen: „Bergſons Philoſophie iſt die Philoſophie der ewig Relativen.“ Das iſt doch wirklich nur noch trottelhaft, denn ſelbſt der Mauthner hat doch wenigſtens einen blaſſen Schein von Recht, einen leiſeſten Schimmer von Sachkenntnis für ſich, wenn er im Gegenteil behauptet, daß Bergſon das dem Menſchen allein vergönnte Reich des Relativen verlaſſe, um mit dem Abſoluten zu flunkern. Aber ob relativ oder abſolut, beide Behauptungen gehen in das Berliner Tageblatt ein, denn alles iſt ja nur Spaß, ſolange es bloß den Geiſt angeht und nicht das Geſchäft und das Gewerb'; alles iſt wurſcht in jenem Freiſinn, der ja nur die dem Sinn nach aequivalente Silbenumkehrung iſt von: Sinnfrei.

Der Geh. Hofrat Prof. Dr Karl Lamprecht ſchreibt im Berliner Tageblatt über den Krieg der Völker:

„Aber neben dieſer Bewegung weltbürgerlicher Art ... ſtand viel älter und ſteht noch heute bei weitem kräftiger eine andere: es iſt die völkiſche..... Wir haben jetzt das Merkwürdige erlebt, daß im Bereich der germaniſchen Kultur alles Volk in Zuneigung zur deutſchen Sache zu finden iſt ... in Luxemburg die germaniſche Grundlage ... abſeits ſteht nur England, aber man beachte, von welchem nicht mehr rein germaniſchen, ſondern vielmehr keltiſchen Geiſt, ... von dieſem Standpunkt ergibt ſich aber zu den Betrachtungen über das Germanentum in Europa ein höchſt wichtiger Zuſatz ... Be-

zeichnen wir die Völker, die in den Grenzen Europas heute mit ihren Sympathien zu uns ſtehen, kurzweg als Germanen, ſo macht ſich darüber hinaus in dem amerikaniſchen Gefühl ein neuer Raſſebegriff geltend, für den die Amerikaner in dem Wort Teutonismus ..."

Raſſe, völkiſch, germaniſch, keltiſch, teutoniſch und Berliner Tageblatt, Auflage 230.000. Welcher Raſſe gehört nun der Geiſt des Berliner Tageblatts an? Völkiſch war dort vor dem Krieg nur unter Anführungszeichen zu finden und hatte den Geruch verſchwitzter Jägerhemden; germaniſch, da lächelte der Wolff und dachte an den Ring, an Bayreuth, an Richard Wagner und an Geyer; teutoniſch, da grinſte der Wolff wie ſein Hausphiloſoph und dachte an Herrn v. Oldenburg-Januſchau. Und wer das Wort Raſſe in den Mund nahm, war bereits ein Antiſemit und voll gelben Neides auf das Gold des Berliner Tageblatt-Inſeratenteils. Jetzt geht's anders, man ſchwärmt in jeder Nummer für blonde Haare und blaue Augen, und daß es immer auch anders geht, je nachdem, iſt eigentlich die klare und eindeutige Definition des Geiſtes und der Raſſe des Berliner Tageblatts. Vielleicht gehört das Berliner Tageblatt, wenn nicht der germaniſchen — das kann man ſogar in dieſer großen Zeit nicht gut ſagen — ſo doch der künftigen teutoniſchen Raſſe der amerikaniſchen Waffenlieferanten an. Was geht nicht alles in einen Saumagen und was geht nicht alles ins Berliner Tageblatt. Jedoch hört der Vergleich ſofort auf, denn der Magen hat ſchon das ſchöpferiſche Prinzip des Scheidens und des Trennens, aber das Berliner Tageblatt iſt und bleibt der geiſtige Komposthaufen, in dem alles verdirbt und nur die Diener der Fäulnis feine Unterſchiede zwiſchen einem Feuilleton

von Emil Ludwig und einem von Hermann Bahr oder Lamprecht machen können. Germaniſch, keltiſch, teutoniſch! Ein wirrer Traum ſucht mich heim, faſt ein Faſtnachtstraum: „die Moſſe und Wolff und Ullſtein tragen die Kleider derer, die auf dem Lechfeld die Hunnen ſchlugen, die Europa, das germaniſche Europa, retteten, daß ein Luther, ein Goethe, ein Kierkegaard auftreten konnten; ſie pflegen gerade der Siegesberatungen, ſie beraten, wie man doch auch den Berliner Lokalanzeiger aufkaufen könne und in abſehbarer Zeit auch das Kreuz der Kreuzzeitung. Und der Neffe, der Wolff, der Gebieter eines Millionenheeres von Leſern, als Teutone, blonde Perücke, blauäugig — nein, das ging nicht, der Wolff, er trägt — ach brennen mir die Augen im ſalzigen Waſſer — er trägt auf ſeidenen Mantel geſtickt das ſtolzeſte Wahrzeichen des älteſten Turmes meiner Vaterſtadt — banges, ſcheues, ehrfürchtiges Herzklopfen des Knaben, Glorie der Spiele und verwegener Träume —: den Löwen der Hohenſtaufen. Da wird dem Heros eine Botſchaft gebracht. Und er zieht ſich zurück, Furchen in der erhabenen Herrſcherſtirne. Er korrigiert einen Artikel des Helden und Teutonen Sombart, er ſtreicht daraus einen Satz, in dem behauptet wird, daß die ruſſiſchen Bauern mehr Kultur beſäßen als die ſtädtiſchen Inſerenten des Berliner Tageblatts. Der Heros ſtreicht dieſen Satz mit der Leidenſchaft, welche den Hohenſtaufen eigen iſt und die auch vor Selbſtvernichtung nicht zurückſchreckt, er ſtreicht den Satz, damit das teure Heer der Abonnenten — Leidenſchaft der Selbſtvernichtung — nicht von 230.000 auf 229.889 ſinke, weil ein Gran Wahrheit in die Zeitung kam. Und die drinnen mauſcheln — ach, wirrer Traum! — jubeln ihm Beifall zu, dem Sieger,

die drinnen, die Moſſe, Ullſtein in den Kleidern der Hunnenbeſieger und Chriſtentumsretter. Germaniſch, keltiſch, teutoniſch'. Ein Traum ſuchte mich heim, führte mich heim, Glorie verwegener Knabenträume.

Wie oft werde ich noch leſen müſſen, daß Profeſſor Eucken eine deutſche Rede hält, in der er ſagt:

„Dem deutſchen Weſen eignet der Zug zur Innerlichkeit, die in Meiſter Eckart nach dem Anſichſein der Seele ſucht, in der Reformation Luthers den Menſchen auf die eigene Seele ſtellt, auch im Katholizismus in den Formen die Symbole ſuchend . . .“

Aber was eignet nun dem Profeſſor Eucken, bloß daß er immer dem gebildeten Publikum des Berliner Tageblatts ſagt, daß dem deutſchen Weſen der Zug zur Innerlichkeit eigne, die in Meiſter Eckart nach dem Anſichſein der Seele . . . und was eignet dem Publikum des Berliner Tageblatts, bloß daß es zuhört, wie der Profeſſor Eucken ſagt, daß dem deutſchen Weſen der Zug zur Innerlichkeit eigne, die in Meiſter Eckart nach dem Anſichſein der Seele ſucht . . . Und von all dem wird nur uns und nicht dem Profeſſor Eucken übel?! Wer aber von dem Zuge zur Innerlichkeit anders als mit Innerlichkeit redet, der ſchmäht ſie und beleidigt ſie mehr, als einer, der von ihr gar nichts wiſſen will und ißt und trinkt und ſchläft. Punktum.

Wenn ein ſachlich geſchriebenes Buch erſcheint: „Die deutſche Volksernährung und der engliſche Aushungerungsplan“, dann beſpricht es der Herr D. Friedrich Naumann M. d. R. im Berliner Tageblatt in dieſer Sprache: „Der ganze Volkskörper wird als eine einzige eſſende Größe aufgefaßt im

Sinne des bibliſchen Wortes: Unſer täglich Brot gib uns heute". Man ſtaunt wieder einmal, wie lächerlich geiſtig verlottert doch eine theologiſche Fakultät ſein muß, daß ſie einen Mann, der ſo ſinnlos vom Sinn eines bibliſchen Wortes redet, zum D. machen kann. „Der Käſeverbrauch ſoll geſteigert werden. Es lebe das Käſebrot! Viel mehr Zucker verbrauchen! Weniger Butter, aber mehr Obſtmuß! Aufheben aller benutzbaren Abfälle ... Von jetzt an beginnt eine Zeit der inneren Umdrehung in jeder Küche." Aber Herr D. Naumann ſorgt zuvor noch für die innere Umdrehung des Magens. Das mag in Kriegszeiten vom Standpunkt der Volksernährung aus nicht ohne Vorteil ſein. Man ißt weniger. Bedauerlich iſt nur wieder, daß einem ſogar der Appetit auf das lebende Käſebrot vergehen kann. Herr D. Naumann, die ins Maßloſe auseinander fließende, aber gerade deshalb äußerlich wie innerlich typiſche Koloſſalfigur der käſigen Mediokrität dieſer Zeit, ſchreibt allzugern ins Berliner Tageblatt. Herr D. Naumann iſt Führer des Volkes; hat er als ſolcher wirklich nichts anderes zu tun, als ſachliche Bücher in die eklig ornamentierte Sprache des Feuilletons zu überſetzen? Herr D. Naumann ſchreibt allzugern ins Berliner Tageblatt. Er ſieht alſo doch das Berliner Tageblatt. Warum erklärt uns der koloſſale Führer des Volkes niemals, was z. B. die täglich erſcheinenden 4 bis 12 Seiten voll Kriegsartikelinſerate zu bedeuten haben. Wenn einer ſo für das Wohl der Volkswirtſchaft beſorgt iſt, dann müßte er ſich doch auch einmal dafür intereſſieren, durch wie viele und durch was für Hände ſeit Monaten alle jene Kriegsartikel hindurchgehen müſſen, die doch nur die einzige Hand des Staates braucht und aus Steuern bezahlt, welche nicht

bloß aus den Taschen der Kriegslieferanten stammen. Und Herr D. Naumann könnte sich dann auch besinnen, mit Hilfe welcher dialektischen Ethik die lukrative Mithilfe des Mosse-Wolff-Blattes zu solchen höchst, höchst seltsamen Geschäften in die Auffassung des Volkskörpers als einziger essender Größe im Sinne des biblischen Wortes: ‚Unser täglich Brot gib uns heute' hineinzudenken ist. Und schließlich möge Herr D. Naumann mir schwer Begreifendem und doch, ach, so Wissensdurstigem sagen, ob der Sinn des biblischen Wortes: ‚Unser täglich Brot gib uns heute' oder irgend eines andern auch erfüllt ist in jenem Inserat, das im selben Berliner Tageblatt, wo sein Aufsatz erschien, zwar nicht vorne aber hinten, also im Hauptteil, stand und so lautete:

Für das in unserem Verlage erschienene nationale Gedenkblatt „Vaterunser 1914", Bild von K. A. Wilke, Gedicht von Dr. Mirko Jelusich, suchen wir Vertreter, Großisten und Wiederverkäufer in allen großen und kleinen Plätzen Deutschlands. Der Alleinvertrieb wird für einzelne Bezirke unter günstigsten Bedingungen vergeben; der Vertrieb bietet bei energischer Tätigkeit eine Verdienstmöglichkeit von

M. 3000.— monatlich.

Die „Schlesische Zeitung" schreibt über das Gedenkblatt:

Ein Gedicht „Vaterunser 1914" von Dr. Mirko Jelusich, bei dem die einzelnen Bitten des Vaterunsers in ein inniges und wuchtiges Kriegsgebet verwoben sind, ist in Verbindung mit der farbigen Wiedergabe eines Gemäldes von K. A. Wilke, das zwei betende Krieger darstellt, von der Verlagsanstalt Vaterland G. m. b. H. in Berlin als Kunstblatt herausgegeben worden. Das Gedicht ist in alter gotischer Schrift unter Heraushebung der einzelnen Bitten durch rote Lettern gedruckt, sodaß es auch im farbigen Eindruck mit dem Bilde zusammenstimmt. Das schöne Blatt ist in verschiedenen Ausstattungen erhältlich.

Ein Probeexemplar wird gegen Einsendung von M. 1·50 geliefert.— Weitere äußerst zugkräftige nationale Kunstblätter erscheinen demnächst in unserem Verlage.

Berlin W. 62
Kurfürstenstr. 107

Verlagsanstalt Vaterland
G. m. b. H.

Wüßte man nicht und wäre deſſen nicht in unerſchütterlichem Glauben gewiß, daß man auch in einem Fünfmillionenheer, und ſelbſt wenn Tauſende und Zehntauſende auf einmal fallen, nicht en masse ſtirbt, ſondern als Einzelner, daß Bedeutung und Schickſal des Einzelnen weit in Unendlichkeiten und in Ewigkeit hinausgehen über Schickſal und Bedeutung einer verfaulten und blutbeſpritzten europäiſchen Politik, die mit kindiſchem Dünkel und tieriſchem Ernſt doch nicht weiß, wo der Ernſt liegt, — wüßte man das nicht, dann könnte man freilich allein ſchon über die Vorſtellung verzweifeln, daß die draußen vielleicht nur für ein Vaterland G. m. b. H. fallen.

Daß Richard Dehmel als 50jähriger in den Krieg zieht, iſt ſchön, erfreulich auch deshalb, weil er wenigſtens die ſelbſtverſtändliche Forderung erfüllt, die doch an jeden zu ſtellen iſt, der ſich in ſämtlichen Zeitungen der ganzen Nation und Europa anmeldete, daß er in den Krieg ziehe, — die ſelbſtverſtändliche Forderung, daß er nun auch wirklich in den Krieg ziehe, eine Forderung, der aber eine ganze Reihe von Dichtern und Denkern, mit einem dem vorhergehenden Lärm an Intenſität entſprechenden Schweigen — in dieſem einen Punkte nur, wohlverſtanden, denn ſonſt gröhlen ſie wahrlich, daß uns die Ohren gellen — nicht genügten; ich will heute nur den Herrn Ganghofer nennen, den Liebling des deutſchen Leſepublikums in Friedenszeiten, alſo: ſentimental und ein bischen geil, roſenapfelbackig, ſtierſtirnig und ſchafbocklockig, der anſtatt, wie überall plakatiert, gegen die Ruſſen zu ziehen, jeden Tag Gedichte macht, deren jedes einzelne eine nicht wieder gut zu machende Niederlage der deutſchen Literatur iſt, der aus dem

Hauptquartier Berichte ſchickt, bei deren Lektüre man ſich unwillkürlich zurückbeugt aus Angſt, ſo eine Spalte Pathos könnte platzen und wir hätten die ganze Beſcherung im Geſicht: Münchner Wurſtbrühe — Gſchwollene — mit Tropfbier, alten Rettichſchwänzen und Reſten von Bierfilzen. Daß Richard Dehmel, bevor er in den Krieg zieht, einen Brief an ſeine Kinder ſchreibt, nun: darin wird er ſich mit vielen Vätern finden. Bis dahin verſtehe ich alles. Aber daß Richard Dehmel den Brief an ſeine Kinder als Feuilleton des Berliner Tageblatts veröffentlicht, oder ſoll man ſagen: ein Feuilleton des Berliner Tageblatts als Abſchiedsbrief an ſeine Kinder ſchickt — das verſtehe ich nicht mehr. Oder iſt auch dies vielleicht nur ein Ausfluß der ganzen Schwäche dieſes Dichters, der niemals rein ein Geiſtiges ſah, nie vom Krampfe ganz ſich löſen konnte, nie im Lärm die Stille fand, in der Wirrnis nie ein klares Auge war! Der hielt wohl zuzeiten ſchon eine Muskelkontraktion für ein Gedicht. Ein Irrtum! Und die Brunſt iſt ja nicht von Richard Dehmel erfunden worden, nur die in der Brunſt zur Hälfte ſtecken gebliebene Lyrik iſt von ihm. Ich ſchmähe nicht den Wurm, aus dem ein Pfauenauge wird, doch muß der Schmetterling ganz heraus, damit er unſer Aug' erfreue.

Herr Profeſſor Hermann Cohen definierte das „Eigentümliche des deutſchen Geiſtes": „Deutſch iſt die Verbindung von Rationalismus und Idealismus, alles andere iſt Ausländerei". Hallo, wenn ich nun aber nicht mag, wenn ich dieſer Definition nicht genüge, treibe ich dann Ausländerei, bin ich ausgeſtoßen aus dem Volk meiner Väter?! Was iſt da zu machen, wenn der Herr Pro-

feſſor ſo ſagt. Ich habe nicht Teil an dem Marburger Rationalismus. Ich lehne dankend ab. Dagegen ſteht wohl der Rationalismus der Firma Moſſe feſt, höchſtens der Ullſtein dürfte einen noch rationelleren Betrieb haben, und der Wolff ergänzt das allzueinſeitige Rationaliſtiſche des Inſeratenteils und bringt den Idealismus hinzu, indem er behauptet, daß er die Hände fromm falte, wenn der Kaiſer ins Feld zieht, und daß ihm das Herz weh tue, wenn die Kathedrale von Reims beſchoſſen wird — und ſo haben wir ſchließlich wohl den deutſchen Geiſt am beſten im Berliner Tageblatt verkörpert, weshalb Herr Profeſſor Cohen auch zuweilen ein Feuilleton dafür ſchreibt. Profeſſor Hermann Cohen hat ein dickes Syſtem der Ethik geſchrieben, dazu bin ich nicht imſtande, aber ich weiß mit Evidenz, daß es unter Umſtänden — im Fall einer Kolliſion — ethiſcher iſt, kein Feuilleton für das Berliner Tageblatt als ein Syſtem der Ethik, und wäre es das vollkommenſte, zu ſchreiben. Das weiß ich mit Evidenz und verfechte es gegen eine Legion von Geheimräten. Vielleicht nimmt der Herr Profeſſor dieſe Erkenntnis noch in einen Paragraphen oder als illuſtrierende Anmerkung zu einem Paragraphen ſeines Syſtems auf. Oder kommt vielleicht ſpäter ein ſchlauer Privatdozent daher und erklärt mir bereits profeſſoral und echt ſombartiſch, daß ein Unterſchied ſei zwiſchen der Wiſſenſchaft der Ethik und ethiſchem Handeln. Nun ja, iſt es denn aber überhaupt möglich, dieſen Unterſchied *nicht* zu ſehen. Dann weiß ich eben, daß es heute Wiſſenſchaften gibt, die zu jenen unnützen Worten gehören, für die man Rechenſchaft ablegen ſoll. „In der Dichtung des Dramas haben die Deutſchen vielleicht nicht den höchſten Gipfel erreicht.“ Vielleicht, vielleicht. Das kann jeder ſagen. Ich will es genau in

dieſer großen Zeit wiſſen. Haben ſie, haben ſie nicht? „Aber das Eigentümliche der deutſchen Poeſie liegt in der Lyrik“. Herr Profeſſor Cohen hat nicht bloß ein Syſtem der Ethik, ſondern auch ein noch dickeres der Logik geſchrieben. Aber es iſt eine der gangbarſten Erfahrungen — und in dieſem Krieg konnte ein Trottel ſie machen — daß die Logiker innerhalb ihres Syſtems und in den Hörſälen infiniteſimale Schrittchen machen, um ja nicht zu irren, — auf einem Irrweg — ſobald ſie aber ins Leben treten die mutwilligſten Kapriolen ſchlagen, Purzelbäume machen und auf die Naſe fallen. Wie lautet der Oberſatz? Deutſch iſt die Verbindung von Rationalismus und Idealismus. Nun kommt ein Unterſatz, „das Eigentümliche der deutſchen Poeſie liegt in der Lyrik“. Daraus iſt zu folgern — modus Datisi: die Lyrik iſt eine Verbindung von Rationalismus und Idealismus. Oh, thou sweet poetry! „Sehnſucht als Grundgefühl der Liebe, das iſt es, was die deutſche und namentlich Goethes Lyrik ausmacht“. Das iſt nun eine neue Beſtimmung. Wenn die Sehnſucht das Grundgefühl der Liebe iſt, und — wohlgemerkt — beide zuſammen eine Verbindung von Rationalismus und Idealismus, ſonſt wären ſie ja Ausländerei, — ich treibe nur Logik, — wenn die Liebe nicht ſich ſelber genügt, dann waren alle die Liebenden und vor allem Goethe betrogen, die meinten, daß die Liebe alles ſei und nichts mehr bedürfe, und Chriſtus war ein Narr, da er lehrte, daß Gott die Liebe ſei, denn die Liebe iſt nicht das letzte und hat zum Grundgefühl die Sehnſucht, ſagt der Herr Profeſſor. So iſt Gott die Sehnſucht, wahrſcheinlich die Sehnſucht nach dem collegium logicum bei Profeſſor Cohen. „Allein die Wahrhaftigkeit, das Eigentümliche des deutſchen Geiſtes, wird

uns nicht vererbt. Wir müſſen arbeiten und kämpfen, um dieſes Gut nicht zu verlieren. Nur ſo können wir, wie Fauſt's letzte Worte lauten: ‚Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehen.' Das iſt nicht einmal philologiſch exakt. Fauſt hat noch ein paar Worte dazu geſagt, ehe er ſtarb. Aber auch die ſind nicht ſeine letzten Worte. Ich laſſe es mir nicht nehmen, daß die letzten Worte des Chorus mysticus auch Fauſt's, auch Goethes letzte Worte und alſo Gott ſei Dank keine politiſchen ſind. Davon will die reine Logik freilich nichts wiſſen. Mit dem Tiefbauingenieur Fauſt kann ſie ſich zur Not noch verſtändigen, aber wenn einer von Erlöſung, Gnade, Fürbitte Gretchens und ſolchen vieldeutig irrationalen Vorgängen redet, dann grauſt's der Logik in Marburg, wo die Mühlen leer klappern, denn es iſt kein Korn da, und brächte einer Korn, es zerriſſe nur ihre Mühlen. Ich hab' etwas auf dem Herzen, bei dieſer Gelegenheit kann es heraus. Ich muß es endlich einmal ſagen: dem Liberalismus, dem Rationalismus, dem Monismus, auch dem korrelativen, die doch ſonſt wahrlich mit Goethe den grauenvollſten Unfug treiben, iſt der Schluß des Fauſt im tiefſten Grunde verhaßt. Hier ſind ſie doch alle einig, alle die, welche zuſammengehören, wiewohl ſie hie und da die Welt noch mehr verwirren, indem ſie kindiſch gegen einander polemiſieren, etwa der Kerr gegen den Harden, der Sänger gegen den Sombart: es gibt doch wirklich nichts Ueberflüſſigeres. Die ſtilleren, beſſeren, die Profeſſoren wie Cohen werden verlegen, die Schreier kriegen die Gichter und der Abſchaum wird frech. Zum Teufel, heißt das ein deutſcher Mann ſein — ſagt der Harden — der am Schluß ſeiner Laufbahn zu Gott flüchtet, zum Heiligen, ſtatt in die Zukunft oder — ſagt der Wolff oder der p. s. — pol-

Schlendrian, in den Fortſchritt des Berliner Tageblatts. Nur der Mauthner grinſt verſtehend: „Kunſtſtück! Poet halt, mache mer auch!“ und läßt Helden und Genius mauſcheln im Himmel. Wenn der Geiſt des Berliner Tageblatts nach dieſem Kriege ſiegt, — und er wird ſiegen! — wird er in ſpäteſtens 150 Jahren einen philologiſchen Heros erzeugt haben, der natürlich Meyer heißt und der nachweiſen wird, daß der Schluß des Fauſt apokryph iſt, untergeſchoben von einem der Dunkelmänner, die noch im Anfang des 20. Jahrhunderts, ausgeſtoßen aus dem Geſchlecht, von Profeſſor Cohen der Ausländerei bezichtigt, ein ſchmählich-klägliches Daſein führten.

Man kann jetzt mancherlei im Kino ſehen, z. B. die Beerdigung gefallener Krieger. Es geht alles ordnungsmäßig von ſtatten. Die Lippen des Geiſtlichen bewegen ſich, er hält alſo die Rede; dann wirft er drei Handvoll Erde in das Grab. Und jeder der rings herumſtehenden Soldaten tritt näher und wirft auch eine Handvoll Erde ins Grab. Alles geht ordnungsmäßig von ſtatten. Keiner hebt einen Stein auf, um ihn auf den Kerl zu werfen, der da kurbelt. Die Krieger nahmen die Segnungen des Friedens mit in den Krieg, ſo werden ſie nicht erſtaunt ſein, wenn ſie wieder zurückkommen, und alles in üppigem Wachstum wieder finden. Und doch wird dieſer Film ſofort zu einer hochanſtändigen Vorführung, ja faſt zu einem Gottesdienſt, wenn man jenen geſehen hat, der die letzten Minuten eines Spions vor der Vollſtreckung des Urteils darſtellt. Iſt auf Gottes weiter Erde ſolches möglich? Jawohl, in einem einzigen Land, und der Photograph behauptete ſogar, daß der Film mit Erlaubnis des k. k. Kriegsminiſteriums aufge-

nommen worden ſei. — Es war ein langer Weg, den der Spion zum Galgen gehen mußte, an vielen kahlen Häuſermauern vorbei und durch dunkle Höfe. Ein junger Offizier zündete ſich eine Zigarette an. Neben dem Spion, der zum Galgen ging, ſchritt mit kleinen Schritten der Pfarrer, der Vertreter Chriſti auf Erden, im Ornat, ein römiſcher Pfarrer. Und er hatte ein zufriedenes Geſicht, wie einer, der eben von der Mahlzeit kommt. Als ſie aber nur noch wenige Schritte vom Galgen entfernt waren, da gebot ihnen der Kinooperateur Halt. Und ſie hielten. Und der Spion, der in der nächſten Minute die weite Erde nicht mehr ſehen ſollte, mußte ſich vor den Apparat eines Photographen ſtellen. Und er ſah in den Apparat — er ſah in den Saal auf alle die Menſchen und auch auf mich, und zuweilen im Traum noch ſehe ich ſeinen Blick. Aber auch alle die andern ſahen in den Apparat. Und auch der Pfarrer, der neben dem Spion ſtand, der Vertreter Chriſti auf Erden, im Ornat, ein römiſcher Pfarrer, ſah in den Apparat. Doch muß ich zur Ehre des Publikums ſagen, daß ich nicht der einzige war, den das Grauen das Herz frieren ließ. Neben und über meinem eigenen ſpürte ich das Grauen des ganzen Saales. Was aber und wie viel muß einem Kinopublikum geboten werden, damit es den Atem anhält und ſtarr wird vor Entſetzen. Aber es wird geboten. Alle die Menſchen, die den Film ſahen, ahnten, wenn auch noch ſo dunkel und verworren, wenn auch nur eine einzige, ſofort vergeſſene, nicht fortwirkende Minute lang, daß hier jenſeits des wirklichen Vorganges, der ſich irgendwo in Galizien abgeſpielt hatte, durch ſeine photographiſche Aufnahme und Vorführung eine Abſcheulichkeit, eine Ruchloſigkeit ohnegleichen begangen wurde.

Berichtigung.

In den Verſen von Rainer Maria Rilke auf Seite 60 iſt in der 12. Zeile v. o. ſtatt „Und wir ſind nicht wert“ richtig zu leſen: „Und wir ſinds nicht wert“.

GEORG TRAKL

†

Nach dem Tode des Dichters erschien:

SEBASTIAN IM TRAUM

Geheftet M 3.— Gebunden M. 4.50

* * *

Früher erschienen:

GEDICHTE

Geheftet M. 1.60 Gebunden M. 2.50

* * *

KURT WOLFF VERLAG / LEIPZIG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

herausgegeben und geleitet von Ludwig von Ficker / erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September Jährlich 20 Hefte K 8.— (Mk. 7.—). Einzelhefte 50 hl (45 Pfg.)

Karl Kraus in der „Fackel": ... Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

*

TIROLS KORYPHÄEN

Karikaturen von Max Esterle. — Preis K 1.80 (Mk. 1.50)

*

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

von

Carl Dallago / Ludwig v. Ficker / Karl Borromäus Heinrich

Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

*

SCHRIFTEN VON SÖREN KIERKEGAARD

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von
THEODOR HAECKER

DER PFAHL IM FLEISCH

Mit einem Vorwort von Theodor Haecker

Brosch K 1.20 (Mk. 1.—)

*

KRITIK DER GEGENWART

Mit einem Nachwort von Theodor Haecker

Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SCHRIFTEN VON CARL DALLAGO

PHILISTER

Essay

Brosch. 80 hl (75 Pfg.)

*

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

Studie

Brosch. K 1.— (85 Pfg.)

*

UEBER EINE SCHRIFT „SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT"

Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

*

DIE BÖSE SIEBEN

Essays

Brosch. K 3.60 (Mk. 3.—), geb. K 4.80 (Mk. 4.—)

*

In Vorbereitung:

DER GROSSE UNWISSENDE

Eine Lebensführung

*

DER CHRIST KIERKEGAARD'S

Studie

THEODOR HAECKER

Sören Kierkegaard
und die
Philosophie der Innerlichkeit

Preis M. 2.—

I. F. SCHREIBER VERLAG / MÜNCHEN

DIE FACKEL
HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Während des Krieges erschienen folgende Hefte:

Nr. 404. In dieser großen Zeit.

Nr. 405. Vorlesungen / Worte von Jean Paul, Schopenhauer und Bismarck / Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit.

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN, III., Hintere Zollamtsstraße 3

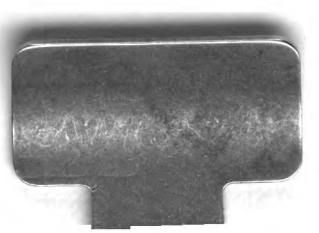
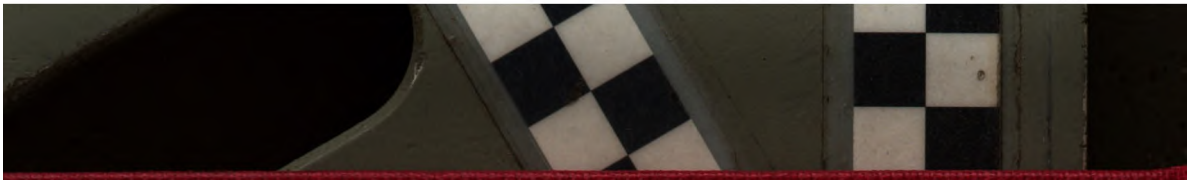
PERIODICAL

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 21 1970 96

REC'D LD JAN 27 71-5 PM 78

LD21A–60m-6,'69
(J9096s10)476–A-32

General Library
University of California
Berkeley

PERIODICAL